

EXPERTISE

LEBEN MIT JUNGEN IN KINDERTAGESEINRICHTUNGEN

Grundzüge der Jungensozialisation

- im Kontext traditionell-männlicher Lebensstandards / hegemonialer Männlichkeit
- unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung zur Aggressivität und Gewaltbereitschaft

Bausteine für eine geschlechtssensible und gewaltpräventive pädagogische Konzeption in Kindertageseinrichtungen

Vorgelegt von

Detlef Stoklossa (Dipl.-Psychologe, Kindertagesstätten-Berater)

Projekt HELDENSPIELE(R) - Leben mit Jungen in Kindertageseinrichtungen
(Saarstr.13, 12161 Berlin, Tel.: 030/851 55 27-431 79 04)

Im Auftrag des

Ministeriums für Bildung, Jugend und Sport des Landes Brandenburg

April 2001

Expertise: Leben mit Jungen in Kindertageseinrichtungen

	Einführung	
1.	Grundzüge der Jungensozialisation	
1.1	Problemjungen Zur körperlichen und psychischen Problemlage von Jungen Zur Aggressivität und Gewalt Benachteiligte Jungen-behinderte Jungen? Anfragen an die Erzieherinnen/Pädagoginnen	1
1.2	Aspekte gegenwärtiger Geschlechterforschung Einige Fakten zur Männergewalt Männer behindern sich selbst Konkurrenente Lebensrealitäten Biologie contra Kultur Männlichkeit: störanfälliger, bedeutungsloser, entbehrlicher? Erlertes Geschlecht Erzwungenes Mannsein Hegemoniale Männerwelt	6
1.3	Die Zurichtung des Jungen zum Mann Über Weicheier und Muttersöhnchen Jungenidole - Männerphantome - Heldenspiele Angst vor Bloßstellung - Angst vor Schamgefühlen Sich selbst verleugnen lernen	16
1.4	Beziehungs-Lernsystem Mutter – Sohn Trennung vom Mütterlichen "Trennungstrauma"- über das verlorene Paradies Überzeichnung der Bedeutung der Familie - "gesundes Mannsein" Die Mutter nicht enttäuschen dürfen Duldende Mütter - sich zur Wehr setzende Mütter Nicht sein dürfen, was der Mutter ähnlich ist Verunsicherte Mütter Verhältnis der Jungen zu Mädchen	22
1.5	Beziehungs-Lernsystem Vater – Sohn Abwesende Väter Heldenspieler lernen "Mann darf nicht ..." Vatersehnsucht - Sehnsucht nach sich selbst	29
2.	Leben mit Jungen in Kindertageseinrichtungen – Bausteine für eine geschlechtssensible und gewaltpräventive pädagogische Konzeption	34
2.1	Heldenspieler im Frauengarten Leben mit schwierigen Jungen - Schwieriges Leben mit Jungen? Grundsätzliches zum Begriff: "Schwierige Kinder" Kindertageseinrichtung: ein traditioneller Mädchen- und Frauenort Pädagogische Selbstreflexionsarbeit: Frausein - Mannsein - Gewalt	34
2.2	Exkurs: Krisen - Konfliktgeschehen - Wut im Bauch Aggression als Erhaltung und Zerstörung von Leben Aggression als Reaktion auf Frustration wird gelernt Die anderen sind schuld Hoffnung - Enttäuschung - Wut Enttäuschte Helden Kindheit zwischen Anpassung und Selbstbehauptung	39

2.3	Geschlechtssensible Pädagogik / Jungenpädagogik als Bestandteil pädagogischer Professionalität und Qualität	44
	Männerweltliche Lebensrealitäten zur Kenntnis nehmen Neue Männer - neue Väter? Jungenpädagogik als Gewaltprävention Sich bewusst auf Jungen einlassen Die eigenen geschlechtsbezogenen Denkweisen hinterfragen Jungenpädagogik als Bestandteil geschlechtsbewusster Pädagogik Jungenpädagogik im Widerspruch zwischen Empathie und traditioneller Männlichkeit	
2.4	Gefühls- und Selbstwahrnehmung / Selbstverantwortung / Beziehungsfähigkeit / Kooperation	49
	Für sich selbst Verantwortung übernehmen lernen Mit Jungen umgehen lernen Gefühle wahrnehmen lernen - sich selbst wahrnehmen lernen	
2.5	Umgang mit Konflikten, Wut, Aggressivität	50
	Jungen-Kinder-Erforschungsfahrplan Konzept Resilienz Mediation mit Kindern	
2.6	Problem Bewegung / Konzept Bewegungsbaustelle / Bewegte Jungen	54
2.7	Entdeckendes Lernen / Konzept Lernwerkstatt	56
2.8	Konzept Öffnung / Offene Häuser für Mädchen und Jungen	56
2.9	Jungen-Mädchen-Gruppenarbeit	58
2.10	Männer im Frauengarten	59
2.11	Väter und Söhne, Mütter und Söhne / Kommunikations-Begegnungsort Kindertageseinrichtung	60
	Väter und Söhne/Kinder: Mütter und Söhne Väter, Mütter und Söhne in der Kindereinrichtung	
3.	Zusammenfassung	63
4.	Literaturauswahl	69

Einführung:

Zwei Problemanzeigen begründen diese Arbeit:

1. das in den verschiedensten Bereichen der Kinder- und Jugendhilfe immer wieder beklagte hohe Ausmaß auffälliger bis aggressiver Jungen, eine Feststellung, die auch z.B. in den USA zu einer Verstärkung diesbezüglicher Forschungsarbeit geführt hat;
2. die nicht mehr übersehbare Tatsache, dass die Gewalttätigkeiten im Jugend- und Erwachsenenbereich weitaus überwiegend von männlichen Jugendlichen und Männern begangen werden, mithin Aggressions- und Gewaltforschung unumgebar auch von der Seite der Mannwerdung bzw. Jungensozialisation untersucht werden muss, eine Einsicht, die sich bereits seit längerem in Konzepten zur Gewaltprävention durchzusetzen beginnt.

Diese Problemanzeigen fordern die **Forschungsfrage** nach ihren gesellschaftlichen und individuellen Entwicklungszusammenhängen heraus. Offensichtlich sind bis heute immer noch überwiegend Männer in Gewaltkreisläufen und aggressiv-konkurrenente Lebensweisen verstrickt. Die Analyse durchschnittlicher Jungenkindheit, sprich: die Untersuchung und Aufdeckung derjenigen in Bezug auf traditionelle Männlichkeitsstandards strukturierten Lebenslernprozesse, die üblicherweise in unserer Gesellschaft Jungenleben mehr oder weniger bestimmen, müsste uns Aufschluss über diese Zusammenhänge ermöglichen.

Zielsetzung einer solchen Untersuchungs- und Aufdeckungsarbeit besteht darin, die Ergebnisse für eine Pädagogik im Kinder- und Jugendhilfebereich handhabbar zu machen, die sowohl den Jungen im Interesse der Entwicklung eines kooperativen und selbstbestimmten Lebenskonzeptes als auch der gesellschaftlichen Notwendigkeit nach wirksamer Gewaltprävention (im weitesten Sinn dieses Wortes als Bewusstmachung und Minderung gesellschaftlich-individueller Vermittlungsprozesse gewaltförmiger, sprich: konkurrent-aggressiver Wertmaßstäbe) zugute käme.

Grundlegende Denkvoraussetzung hierfür bestünde allerdings darin, geschlechtsspezifische Entwicklungsprozesse als gesellschaftlich vermittelte und je individuell umgesetzte Aneignungsprozesse zu betrachten. Mythologisierende oder biologisierende Sichtweisen, die aggressiv-kriegerisches Verhalten des Mannes als naturwesenhaft zu begründen suchen, möchte ich in dieser Arbeit vernachlässigen bzw. als wissenschaftlich bedenklich zurückweisen.

Stattdessen möchte ich im Interesse pädagogischer und sozialer Handlungsfähigkeit den Aspekt sozialen Lernens in Bezug auf Mannwerdung des Jungen hervorheben. Das bedeutet, aggressiv-konkurrente Männlichkeitsstandards als dasjenige erfolversprechende und dominierende Wertsystem erkennbar zu machen, das vermittels der verschiedensten Lebensverhältnisse und Institutionen Jungen nahegelegt, ja sogar mit Hilfe vielfältigster Sanktionsformen abgezwungen wird. Je nach Lebensumständen formen sich die Jungen diese Denk- und Handlungsstrukturen mehr oder weniger zu ihrer Personenstruktur um. In diesem individuell-gesellschaftlichen Vermittlungsprozess sind sie einerseits von einer erfolgreichen Anpassung an das traditionell-männliche Wertsystem abhängig, als sie nicht herausfallen, Bloßstellung und Ausgrenzung vermeiden wollen. Andererseits sind Jungen hierdurch keinesfalls als potentielle Gewalttäter zu denken; sie verfügen (wie jedes Kind) je nach ihren konkreten Lebensumständen über die Option, sich den ihnen nahegelegten Wertmaßstäben aggressiv-konkurrenter Männlichkeit zu entziehen, andere als diese je vorgegebenen Wertmaßstäbe anzueignen. Als potentiell gewalttätig können wir also nicht die heranwachsenden und um ihre Identität ringenden Jungen denken, sondern diejenigen Bestandteile der sie umgebenden traditionell-männlichen Wertmaßstäbe, die nach wie vor Härte, konkurrente Lebensweise, Überlegenheit als unhinterfragbare Lebens-(Leit-)Kultur gewissermaßen naturwesenhaft voraussetzen und zu erzwingen suchen.

Eine geschlechtssensible und gewaltpräventive Pädagogik hätte da anzusetzen, wo sich den Jungen auf ihrer widerspruchsvollen Suche nach Männlichkeit alternative Denk- und Handlungsperspektiven, etwa solche größerer Selbst- und Weltsorge, Kooperation und Empathie erschließen können.

Im ersten Teil dieser Arbeit werden einige Aspekte der Problemlage der Jungen dargelegt. Unter dem Gesichtspunkt der dem Jungen gesellschaftlich nahegelegten traditionell-männlichen Lebensstandards werden Grundzüge der Jungensozialisation erläutert und problematisiert. Auf dem Hintergrund dieses Vermittlungsprozesses wird die Bedeutung der Aneignung aggressiv-gewaltbereiter Denk- und Handlungsweisen hervorgehoben.

Im zweiten Teil werden auf dem Hintergrund dieser Erkenntnisse Erfahrungen und Problemsichten in Bezug auf das Zusammenleben mit Jungen in der überwiegend weiblich geprägten Kindertageseinrichtung betrachtet und Schlussfolgerungen für eine geschlechtssensible und gewaltpräventive Pädagogik formuliert.

In diesem Teil der Arbeit stütze ich mich hauptsächlich auf die Ergebnisse des von mir mit initiierten und wissenschaftlich begleiteten **Praxisprojektes "HELDENSPIELE(R) - Leben mit Jungen in Kindertageseinrichtungen"**, das unter der Trägerschaft der Bundesvereinigung Evangelischer Tageseinrichtungen für Kinder (Stuttgart) mit zwölf evangelisch-diakonischen Kindertageseinrichtungen in Berlin und Brandenburg von 1998 bis 2000 durchgeführt wurde.

Die Veröffentlichung der Ergebnisse dieses Projektes einschließlich der abschließenden Fachtagung in der Diakonischen Akademie Deutschland in Berlin im Februar 2001 ist zum Ende dieses Jahres vorgesehen.

1. Grundzüge der Jungensozialisation

1.1 Problemjungen

Besorgt konstatieren seit einigen Jahren viele Fachleute (Psychologen, Erziehungsberater, Sozialwissenschaftler) die sich häufenden Probleme in der Jungenkindheit, wobei oftmals nicht so sehr von einer Problemzunahme, sondern viel eher von der Zunahme unserer diesbezüglichen Aufmerksamkeit und Problemsensibilität ausgegangen werden sollte. Die hauptsächlich in den USA weit entwickelte Jungenforschungsarbeit konstatiert zunehmend eine sogenannte "emotionale Fehlerziehung" bei Jungen, die gepaart mit dem anwachsenden Konsum von Gewaltvideos und aggressionsfördernden Videospiele ein sicheres Rezept für eine Katastrophe gäbe, so der Psychologe Dan Kindlon von der Harvard Universität. Von der Gesellschaft allein gelassen reagierten Jungen mit Aggressivität, Hyperaktivität, schlechten schulischen Leistungen und Suizidgefährdung. Zu den zahlreichen Stressoren, denen Jungen ausgesetzt seien, zählen die amerikanischen Forscher u.a.:

- frustrierende Schulverhältnisse, die der Lebensproblematik heranwachsender Jungen scheinbar nicht gerecht werden,
- immer noch weitreichend Beibehaltung der Hochbewertung traditioneller Männlichkeitsnormen, wie Härte, Durchsetzungsvermögen, Gefühlsverleugnung, Überlegenheit seitens der Mehrheit der Eltern und Institutionen,
- häufige Widerspruchsbotschaften, die einerseits das traditionelle Männerbildnis abwerten und den Jungen Sensibilität und Empathie nahe legen, andererseits aber doch wieder Kampfbereitschaft und Härte favorisieren,
- mit zunehmenden Alter Verlust von Freundschaft und Vertrauen in andere und in sich selbst,
- Angst vor Bloßstellungserfahrungen durch andere Jungen und Männer, die sich Jungen dann häufig mit Aggressivität fernzuhalten suchen, zumal aggressives Verhalten scheinbar bis heute immer noch als Männlichkeitsnachweis gilt und die eingeforderte Dominanz herzustellen verheißt (Die vergessenen Söhne, Psychologie Heute, Nov. 1999).

Langjährige Erfahrungen in der Berliner Kindertagesstättenberatung bestätigen weitgehend diese Problemsicht amerikanischer Jungenforschung. In Deutschland haben wir es jedoch bedauerlicherweise bis heute mit einem überaus hohem Defizit diesbezüglicher Forschungsarbeit zu tun. Dennoch haben sich vor allem pädagogische Praktiker auch bei uns seit einigen Jahren auf den Weg gemacht und erhebliche, wenngleich nicht immer aktuellste Datenmengen über Jungenleben zusammengetragen.

Die folgenden vier Arbeiten scheinen mir hierbei wichtig zu sein::

- * "Kleine Helden in Not" von Dieter Schnack und Günther Neutzling (1990), vor zehn Jahren eine beeindruckende Pioniertat zum Thema Jungensozialisation;
- * "Junge, Junge - Mann, o Mann" des Psychologen Tim Rohrmann (1994);
- * "Manns-Bilder - Jungen in Kindertagesstätten" - eine Untersuchung von Rohrmann / Thoma, die von 1994 bis 1996 durchgeführt und 1998 veröffentlicht wurde;
- * "Richtige Jungen" des amerikanischen Psychologen William Pollack, in Deutschland 1998 erschienen.

Die Fakten dieser Arbeiten möchte ich hier in aller Kürze zusammenfassen und durch einige Daten aus neuerer Zeit ergänzen.

Bei der Sichtung der Daten fällt auf, dass Aussagen über Jungen zunächst stets im Geschlechterverhältnis dargelegt werden. Diese Art vergleichender Datenerfassung lässt sich nicht umgehen, da jede Problemdatei zunächst alle Kinder erfasst und erst dann, wenn überhaupt, die Untersuchungsergebnisse in Jungen und Mädchen differenziert. Auf der Suche nach einzelnen Aussagen über Jungen fallen dabei dann natürlich gerade solche Daten ins Auge, die ein deutliches Übergewicht bei den Jungen zeigen. Sie fordern zur Frage heraus, wie es denn im Prozess der Jungenentwicklung bzw. Mannwerdung zu diesem Übergewicht kommen kann.

Von Seiten der Medizin, der klinischen Psychologie wie auch der Gewaltforschung jedoch wurde der Aspekt der Geschlechterspezifität bisher wenig bis überhaupt nicht berücksichtigt. So wird oftmals unspezifisch von der Gewalt, den Kindern, der Jugend oder den Symptomen gesprochen. Auch hier

scheint die Wahrnehmung bzw. Untersuchung männlicher Schwäche und Bedürftigkeit, die in den vielen Problemen der Jungenkindheit offensichtlich zu Tage tritt, von Männern wie von Frauen wenig Beachtung zu finden. "Wir haben den Eindruck," so Schnack/Neutzling, "dass es nicht nur Eltern, sondern auch WissenschaftlerInnen und PsychotherapeutInnen schwerfällt, sich Jungen als schwach und bedürftig vorzustellen. Die möglicherweise geschlechtsspezifische Dynamik, mit der Jungen Krankheitssymptome entwickeln, wird systematisch vernachlässigt" (Schnack/Neutzling 1990, S.112).

Zur körperlichen und psychischen Problemlage von Jungen

Die Sterberate bei Jungen liegt vor und während der Geburt höher als bei den Mädchen. Jungen sind häufiger krank. Sie weisen insgesamt eine labilere körperliche und seelische Konstitution auf als Mädchen. Von den meisten im Früherkennungsprogramm für Kinder aufgeführten Krankheiten sind Jungen häufiger betroffen. Sie sind viel häufiger als Mädchen in psychologischer und psychiatrischer Behandlung, tauchen auch viel häufiger in der Erziehungsberatung auf. Die am meisten auftretenden Probleme sind Aggressivität, Hyperaktivität, Sprachprobleme, Stottern, "Jungenbauchschmerzen", Unfälle, Suizid und Probleme im Lern- und Leistungsbereich. Rohrmann zitiert eine Untersuchung von Frankowiak und Stößel von 1990, nach der "gerade der Gesundheitszustand männlicher Kinder und Pubertierender bis zum Alter von 15 Jahren als problematischer gelten muss als der gleichaltriger Mädchen." (Schnack/Neutzling 1990, 101-107; Rohrmann 1994, 71-73).

In der Schule wird häufig über die Unangepasstheit, Aggressivität und Leistungsschwäche der Jungen geklagt. Jungen bleiben häufiger sitzen und sind sowohl in der Hauptschule wie auch in Sonderschulen überrepräsentiert (Schnack/Neutzling 1990; Rohrmann 1994, 74). Der Psychologe William Pollack konstatiert für die USA, dass die schulische Leistung von Jungen im Vergleich zur Vergangenheit gesunken sei und heute unter der der Mädchen läge. "Vielen Jungen mangelt es an Selbstvertrauen, und gleichzeitig verzeichnen die Depressions- und Selbstmordraten bei Jungen einen erschreckenden Zuwachs" (Pollack 1998, 9).

In einer eigenen Umfrage im Herbst 1999 im Rahmen unseres Projektes "HELDENSPIELE(R) - Leben mit Jungen in Kindertageseinrichtungen" in evangelischen Kindertageseinrichtungen in Berlin-Brandenburg konnten wir einige dieser Aussagen bestätigen. Nach den bei uns eingegangenen Antworten aus 97 Kindertageseinrichtungen wurde von den ErzieherInnen eingeschätzt, dass rund 70 Prozent aller von ihnen als auffällig bezeichneten Kinder Jungen seien. Als Problem wurde hierbei überwiegend aggressives und hypermotorisches Verhalten benannt. Und es wurde vielfach von einer Zunahme dieses für Jungen charakteristischen Problemverhaltens gesprochen. Jungen seien aktiv ohne Grenzen, unkonzentriert, übergriffig, überspielen ihre Ängste und Probleme durch sogenanntes "Macker-Gehabe", fielen durch oftmals sehr geringe Frustrationstoleranz und Sozialkompetenz auf. Auch seien Sprachprobleme bei den Jungen sehr auffällig.

Schnack/Neutzling zitieren eine Untersuchung von 1985, nach der das Geschlechterverhältnis von Jungen zu Mädchen beim Hyperaktiven Syndrom bei 8:1 und beim Stottern bei 4:1 liegt. Neuere Zahlen aus den USA weisen auf eine drastische Zunahme der sogenannten Aufmerksamkeitsstörung (ADD: attention deficit disorder, bei uns mittlerweile als ADS: Aufmerksamkeits-Defizit-Störung bekannt) hin, wobei das Geschlechterverhältnis von Jungen zu Mädchen bei 10:1 liegen soll (Pollack 1998, 52). In den USA wie hierzulande gehört zu den problematischen Folgen dieser ADD- oder ADS-Diagnose, dass oftmals vorschnell ärztlicherseits eine ausschließliche Tablettentherapie zur Ruhigstellung verschrieben wird, ohne die hierzu eigentlich unumgänglich notwendige, begleitenden psychotherapeutischen und beratenden Unterstützungen mitzugeben. Auch dies trifft überwiegend Jungen. Über die tieferliegenden Ursachen streitet die Wissenschaft. Die einen reden von einem tiefgreifenden Gesellschafts- und Kulturproblem, das in dieser Diagnose nur zu Tage trete; die anderen wiederum vermuten einen Defekt im Neurotransmitterstoffwechsel bzw. eine genetischen Ursache hierfür. Möglicherweise haben wir es oftmals mit einer Kombination beider Ebenen zu tun. Die Checkliste, nach der diese Diagnose erstellt wird, umfasst eine Vielzahl von Verhaltensmustern, wie etwa Ablenkbarkeit, Wutausbrüche, Störverhalten, Ungeduld, Konzentrationsschwäche, Streitsucht, Fehlerverleugnung, usw., die allesamt durchaus auch ihre Erklärung in den Lebensumständen des betroffenen Kindes bzw. gerade des Jungen finden könnten. Selbst wenn in einigen Fällen eine genetische bzw. physiologische Ursache des Problemverhaltens konstatiert werden muß und eine medikamentöse Behandlung helfen kann, so darf dies nicht dazu führen, dass bei den vielen anderen Kindern bzw. Jungen eine tiefergehende Hintergrundklärung ihres Problems ausgeblendet wird. Insbesondere vermögen physiologisch-medizinische Diagnosen nicht zu erklären, warum überproportional viele Jungen an diesen Symptomen leiden. Pollack legt in seinen

Untersuchungen nahe, die Ursachen auch in der auf Härte und Scham fixierten Jungensozialisation zu suchen. Der Mangel der Jungen "an Aufmerksamkeit, Konzentration und ihre angebliche Hyperaktivität sind somit keine Zeichen für eine 'falsche Schaltung' oder eine 'Testosteronvergiftung', sondern lediglich das Ergebnis angehäufter emotionaler Verletzungen und jahrelanger lähmender Scham" (Pollack 1998, 52). Bei diesen Symptomen handle es sich allenfalls "um eine Kombination aus biologisch beeinflussten Jungentemperament und dem Widerstand eines Jungen gegen den männlichen Verhaltenskodex" (ebd., 53). Schnack/Neutzling werfen hierzu die Frage auf, die für derlei Problemdateien eine nach meiner Auffassung gute Orientierung darstellt, nämlich, ob ein Junge nicht vielleicht deshalb all diese Probleme hat, weil er ein Junge ist, wobei gleiches sicherlich auch für Mädchen gilt, aber eben von der Seite der Jungen her bisher wenig beachtet und erforscht.

Erschütternd sind insbesondere die Daten über den Tod von Jugendlichen durch Unfälle und Suizid, wo beide Mal deutlich mehr Jungen als Mädchen sterben. Vor allem Jungen sind Selbstmörderkinder, die Versuche unternehmen und darin auch erfolgreich sind: "Bei den 1996 verübten Selbstmorden im Alter von 10 bis 25 Jahren sind die männlichen Jugendlichen traurige Sieger. 624 Jungen haben sich das Leben genommen und 168 Mädchen. Durch Unfälle fanden dreimal mehr Jungen als Mädchen den Tod" (Psychologie Heute, Nr. 12/1998, Anja Krumpholz-Reichel, S. 60)

Gerade diese Daten fordern zu Interpretationen auf dem Hintergrund der spezifischen Probleme der Jungenkindheit bzw. Männerzurichtung heraus. Je härter und unnachgiebiger Jungen sich in ihrer Entwicklung nach angeheulten und allseits nahegelegten Männeridolen strecken, desto eher kommen sie zwischen übermäßige Normerfüllungsversuche einerseits und Flucht- und Verweigerungsanstrengungen andererseits ins Stolpern. Das eine zieht das andere nach sich. Der Wunsch nach männlicher Tollkühnheit verstärkt die Unfallgefahr. Großartigkeits- und Überlegenheitswahn produziert Enttäuschungen und Misserfolge, Verbissenheit, Aggressivität und Sprachverweigerung. Immer heldenhaft und richtig sein zu müssen befördert den Wunsch nach Rückzug, Krankheit, schließlich auch Tod. Je mehr die Jungen versuchen, derlei Männlichkeitsvorstellungen nachzukommen, desto mehr scheinen sie in den Schlamassel hineinzugeraten, den sie am meisten befürchten: um Worte ringende Stotterer, nach Luft schnappende Asthmatiker, verbissen schweigende Schulversager, von sich selbst enttäuschte Störer, Schreihälse und Wutbolzen, als unmännlich gehänselte Weichlinge und Angsthasen. Bereits für den Jungen scheint mehr oder weniger zu gelten, was zum Lebensstandard vieler erwachsener Männer gehört, dass aufgrund des mehr oder weniger massiven Mangels an Selbstaufmerksamkeit, Gefühlsausdruck, Gesprächs- und Beziehungsoffenheit seelische Konflikte mit Härte und Ausweichmanövern solange übertüncht werden, bis nichts mehr geht und das Fass schließlich nur noch überlaufen kann.

Zur Aggressivität und Gewalt

Als eines dieser "überlaufenden Fässer" kann Aggression und Gewalt fungieren, mit denen sich dann die Jungen und Männer auf brachiale und hilflose Weise Luft zu schaffen versuchen. Dass Jungen eher aggressiv sind, viel häufiger in Gewaltkreisläufe verstrickt sind und mehr geschlagen werden als Mädchen, ist in der pädagogischen Praxis allgemein bekannt. Die Flucht vor den eigenen Enttäuschungen und Niederlagen in die Aggression gilt als typisch männlich. Wenn schon eine Vielzahl von Gefühlen tabuisiert werden müssen, so gehört die Wut zu denjenigen Gefühlsäußerungen, die sich auch und gerade "richtige" Männer erlauben dürfen. Zugleich kann mit Hilfe übergriffiger Aggressivität der Versuch gemacht werden, dem männlichen Führungsanspruch doch noch irgendwie Geltung zu verschaffen.

In Kindertageseinrichtungen und Schulen fallen Jungen häufig als grenzverletzend und rücksichtslos auf. In einer Umfrage im April 1998 unter SchülerInnen einer Münchener Realschule hat Anita Heiliger vom Deutschen Jugendinstitut festgestellt, dass fast die Hälfte der Mädchen mit Beleidigungen, sexistischen Sprüchen und anzüglichen Bemerkungen durch die Jungen konfrontiert war (DJI-Bulletin, Heft 45, 10/1998).

Noch deutlicher zeigt sich dieses Problem dann in der Kriminalstatistik. Wesentlich mehr Jungen als Mädchen begehen Straftaten. Nach Angaben des Statistischen Bundesamtes befanden sich unter den 1996 nach Jugendstrafrecht verurteilten 41.006 Jugendlichen nur 5.060 Mädchen (Anja Krumpholz-Reichel, 1998, S. 60). Auch die jugendlichen Amokläufer (z. B. Littleton, Bad Reichenhall und Meißner 1999), über die alle Medien breit berichteten, waren Jungen, in deren Leben sich nicht nur außergewöhnliche klinisch-pathologische Strukturen entdecken lassen, sondern eben auch in ihrer Suche nach Männlichkeit typische, "normale", wenngleich sicherlich zum Teil auch aufs äußerste

zugespitzte Konflikt- und Enttäuschungserfahrungen. In den Berichten werden diese Jungen oftmals als zurückgezogene, überangepasste Eigenbrötler beschrieben, deren Fass wohl schon längst am Überlaufen war.

In einer von Sabine Christiansen moderierten Talk-Show zum Thema Jugendgewalt im ARD bestätigte der Kriminologe Christian Pfeiffer, dass es sich tatsächlich vor allem um Jungengewalt handle und gerade dieser besondere Umstand eigentlich viel stärker in der Pädagogik und Sozialarbeit berücksichtigt werden müsste. In einer Städte-Studie über Jugendkriminalität weist Pfeiffer darauf hin, dass vor allem die türkischen und südeuropäischen Jungmänner verantwortlich für den Anstieg der Jugendgewalt seien. Dieser bisher tabuisierte und viel umstrittene Tatbestand begründe sich darin, dass diese männlichen Jugendlichen einerseits unter konfliktreichen sozialen Verhältnissen aufwachsen, vielfachen Diskriminierungen und Ausgrenzungen ausgesetzt seien, andererseits aber auch unter einem besonders scharfen Bruch ihrer herkömmlichen Männlichkeit zu leiden hätten; ihr Verlierer-Status kollidiert mit der ihrer Kultur gemäßen, noch härteren männlichen Dominanzforderung, ein für viele von ihnen kaum zu lösendes Dilemma (Die Tageszeitung, 20.12.1999).

Der zum Thema "Männlichkeit und Kriminalität" forschende Erziehungswissenschaftler Joachim Kersten fasst zusammen, dass gewaltbereite Männlichkeitsbeweise umso wahrscheinlicher seien, je mehr junge Männer in gesellschaftliche Randbereiche abgedrängt würden (Kersten 1996). Auch in der Informationsschrift der Berliner Polizei zu Aspekten der Jugendkriminalität 1999 wird festgestellt, daß Gruppengewalttäter zu 90 Prozent männlich sind. Opfer von Gewalt seien zu 80 Prozent ebenfalls männliche Jugendliche.

Um im Interesse wirksamer präventiver Konzepte Gewalt und Aggressivität begreifbarer zu machen, scheinen mir nach dieser kurzen Auswahl von Daten neben individualpsychologischen und familiendynamischen Begründungszusammenhängen mindestens zwei weitere Erklärungen wichtig zu sein:

Erstens stellen die allgemeinen Lebensumstände, die gesellschaftlichen Verhältnisse, unter denen Kinder heranwachsen, einen Begründungszusammenhang dar, der trotz seiner hohen Beweiskraft vor allem von der Politik oftmals sträflich vernachlässigt wird. In einem Appell von Kinderärzten des Berliner Brennpunktbezirks Wedding heißt es: "Mit Besorgnis sehen wir den zunehmenden sozialen Niedergang des Bezirks, der besonders Kinder als schwächstes und empfindlichstes Glied der Gesellschaft trifft." Die Ärzte dort registrieren in den letzten Jahren deutliche Zunahmen von Aggressivität, Konzentrationsunfähigkeit, Sprach- und Essstörungen, chronischen Kopf- und Bauchschmerzen bei Kindern. Zugleich konstatieren sie im Bezirk hohe Arbeitslosigkeit, zunehmende Armut, schlechte Wohnbedingungen, Elterntrennungen und Gewalt in der Familie (Die Tageszeitung, 4./5.12.1999). Der Jungendforscher und Soziologe Klaus Hurrelmann spricht von 20 Prozent der jungen Menschen zwischen 12 und 22 Jahren, die keinerlei Berufschancen hätten; diese Kinder und Jugendlichen fühlten sich demoralisiert, erniedrigt, ausgegrenzt und reagierten darauf hauptsächlich mit Aggressionen, Depressionen, Krankheit und Drogenkonsum (Freitag, 7.8.1998).

Zweitens ist nicht zu übersehen, dass Mannwerden offensichtlich bis heute ein krisenreiches und folgenschweres Unterfangen für viele Jungen darstellt. Folgeschwer deshalb, weil die Zusammenballung beider Erfahrungsebenen erst den Humus schaffen, der Gewalttaten hervorbringt. Erst wenn beide Aspekte in ihrer Verknüpfung beachtet und erforscht werden, kann es gelingen, Gewalt zu verstehen und entsprechende präventive Maßnahmen zu ergreifen.

Benachteiligte Jungen - behinderte Jungen?

In der Problemwahrnehmung der Jungen überwog bisher oftmals die Zentrierung auf ihre übergriffigen, grenzverletzenden, sexistischen, sich mit aller Gewalt in den Vordergrund drängenden Verhaltensweisen. Mädchen wurden sicherlich zu Recht eher unter den Gesichtspunkt ihrer Benachteiligung gesehen, die stilleren Jungen fielen oftmals gänzlich untern Tisch.

Sicherlich ist diese Zentrierung auf den Störungsblick zu einem Teil berechtigt. Es kommt jedoch darauf an, in welchen Kontexten und Perspektiven Jungen beobachtet und beachtet werden. Letztendlich versuchen sie nur das bereits in der Kindertagesstätte oder Grundschule in Szene zu setzen, was ihnen die Männerwelt ringsherum vorlebt und auf vielfältige, mitunter angstmachende Weise nahe legt. Ihre Grenzverletzungen, ihre sexistische Anmache und ihre Fähigkeit, alles in Aufregung zu versetzen, brachte natürlich die anderen Kinder und da vor allem die Mädchen ins Hintertreffen. Lange Zeit lautete daher die Devise, dass wir uns vorrangig um die auf diese Weise immer benachteiligten Mädchen kümmern müssten. Es entstanden Mädchengruppen und Mädchenclubs, die in Berlin bis heute, zwar mit immer knapper werdenden Mitteln, aber erfolgreich arbeiten. Es ging vor allem darum, Mädchen darin zu bestärken, sich zur Wehr zu setzen, die eigenen Interessen wahrzunehmen und durchzusetzen, widerstandsfähig und kräftig zu werden. Das bedeutete

auch, dem gesellschaftlich nahegelegten Frauenbild entgegenzuwirken, nach dem die Tugenden und Eigenschaften der Frau in Duldsamkeit, Selbstaufopferung, Hingabe, Fürsorglichkeit sowie in ewig währender sexualisierender Schönheit und Jugend bestehen soll. Doch auch hier ist es wie beim typischen Männerideal: einige dieser Tugenden und Eigenschaften sind durchaus als lebensbereichernd wertzuschätzen. Sie können sich jedoch als lebensbehindernd und letztendlich lebenszerstörend erweisen, wenn sie im Kontext traditioneller Geschlechterauffassungen verabsolutiert werden.

Jedenfalls blieb in dieser Phase der Junge ein relativ unbekanntes Wesen, das negativ auffiel und dem man glaubte, kräftig die rote Karte zeigen zu müssen, so als wüssten diese Jungen schon ganz genau, warum sie sich so brachial über Grenzen hinweg setzen. Fachleute stellen nun seit einiger Zeit erschrocken fest, dass sie die Jungen aus den Augen verloren haben. Amerikanische Psychologen üben heftige Kritik an der emotionalen Fehlerziehung durch die Gesellschaft, die Jungen nach wie vor wenig Unterstützung bei der Entwicklung prosozialen Verhaltens und sozialer Intelligenz gewährt.

Ohne etwa nun die Wichtigkeit einer bestärkenden Mädchenpädagogik oder die Notwendigkeit einer deutlichen Grenzziehung im Umgang mit übergriffigen Jungen bestreiten zu wollen, möchte ich doch für einen anderen Blickwinkel auf die Jungen plädieren, wie er auch in den oben angeführten Arbeiten eingenommen wird.

Zunächst sollten wir uns immer wieder vor Augen führen, dass Jungen keine kleinen Männer, sondern Kinder sind, die sich wie alle Kinder mit vielfachen Demütigungen, Zumutungen und Behinderungen, die die Lebenswelt für sie bereit hält, auseinander zusetzen haben. Erinnert sei in diesem Zusammenhang an das Kinder- und Jugendhilfegesetz, das Eigenverantwortlichkeit, Gemeinschaftsfähigkeit und die Gleichberechtigung der Mädchen und Jungen zu den wichtigsten pädagogischen Lernzielen zählt. Eigenverantwortung bedeutet, selbstachtsam und gefühlsaufmerksam leben zu lernen, eine Lernbasis für Beziehungs- und Gemeinschaftsfähigkeit, für Nähe und Freundlichkeit, für Kooperation, gleichberechtigte Partnerschaft und Empathie. Gerade aber diese wichtigen Schlüsselqualifikationen werden von jenen Eigenschaften konterkariert, die der bei uns vorherrschende männliche Verhaltenskodex vorgibt, dem die Jungen, ob sie wollen oder nicht, zunächst ausgesetzt sind. Erfolgreiche Mannwerdung ist demgemäß unumgänglich mit scharfer Selbstbehauptung im harten Konkurrenzkampf auf dem Markt der Männer verknüpft. Gefordert wird von heranwachsenden Männern die Fähigkeit zur Selbstverleugnung und zur Weiblichkeitsabwehr, in der sich letztendlich die Abwehr eigener Schwäche und Verletzlichkeit verbirgt. Stets und überall ist der Nachweis der Überlegenheit, der Härte, des Machtwillens und des Nichtweiblichen, sprich: des Nichtfühlenden zu erbringen. Das hat zur Folge, dass sich im Männerleben ein je nach Lebensumständen mehr oder weniger großer Mangel an Sozialkompetenz und Selbstverantwortung durchsetzt. In diesem Sinn können wir bei vielen Jungen und Männern eine Art Selbstbehinderung feststellen, die zur Verarmung, Blockade der emotionalen und sozialen Entwicklung führt und durch die sie dann natürlich auch Mädchen und Frauen benachteiligen und abwehren, weil sie das sogenannte mädchenhafte in sich selbst, sprich: Unsicherheit, Schwäche, Hilflosigkeit, Empfindsamkeit, usw. zu verleugnen versuchen müssen.

Wenn diese hier zunächst kurz angedeutete Sicht auf den Lebenslernprozess bei den Jungen (siehe genauer im folgenden) zutrifft, dann ist auch für Jungen im Interesse ihrer geschlechtsspezifischen "Benachteiligung" bzw. Selbstbehinderung eine partielle Aufhebung der Koedukation unbedingt erforderlich. Allerdings erhebt sich damit notwendig die Frage, wer dann diese spezifische Jungenarbeit machen wird.

Anfragen an die Erzieherinnen/Pädagoginnen

Kindertagesstätten und Grundschulen sind überwiegend Frauenorte. An dieser Situation müsste schon längst etwas geändert werden. Aber mit diesem zur Zeit sehr unrealistischen Anspruch allein können wir dem Problem nicht gerecht werden. Auch der Appell an die Väter, den wir natürlich weiterhin an diese richten, sie mögen sich endlich lebendiger und präsenter in das Leben mit Kindern einmischen, bringt uns nicht recht weiter.

Was also tun? Wie gehen wir angesichts der hier skizzierten Probleme der Jungen mit dieser Situation um?

Genauer gefragt: Können sich Frauen, Erzieherinnen oder Lehrerinnen, also die vielen Frauen, die in den ersten Lebensjahren der Kinder eine so große Rolle spielen, für die Probleme heranwachsender Jungen interessieren oder sogar engagieren? Müssten das nicht eigentlich Männer tun? Was aber tun, wenn wir diese nicht erreichen? Wenn diese sich weiterhin aus dem Leben der Kinder fernhalten und nicht aufhören wollen, der Sucht nach Größe, Macht und Ruhm nachzuhetzen? Oder zugespitzt gefragt: Können nur Männer Jungen begleiten und unterstützen, und Frauen nur Mädchen? Und wenn

dem so wäre, was hieße das dann für die pädagogische Praxis? Oder etwa für "pädagogische Professionalität"?

In unserem Jungen-Projekt HELDENSPIELE(R) in Berliner Kindertageseinrichtungen haben wir diesbezüglich ermutigende Erfahrungen gemacht, wenngleich auch da des öfteren der Einwand von Erzieherinnen kam, es mögen sich doch gefälligst die Männer mit diesem Problem befassen, wie kämen denn Frauen dazu, wieder einmal für die Männer die Karre aus dem Dreck zu ziehen. In der Tat war es eine ungewöhnliche Erfahrung für eine Erzieherin, sich plötzlich einer wildbewegten Jungengruppe gegenüber zu sehen, vorausgesetzt natürlich, sie trifft die innere Entscheidung, das gehöre zu ihrer Professionalität und stimme mit ihren Interessen überein. Wie aber sollten Pädagoginnen und Pädagogen ihre Arbeit meistern, wenn sie sich letztlich für die jeweils geschlechtsspezifisch andere Hälfte der Kinder unzuständig oder inkompetent dächten?

Unbeschadet also der nach wie vor richtigen Forderungen (vor allem auch an die Politik) nach "mehr Vater" für Kinder und "mehr Mann" für sozialpädagogische Arbeitsfelder plädiere ich dafür, dass auch Frauen in pädagogischen Berufen sich entschieden und engagiert an die Seite der Jungen stellen und sie unterstützen können. Im dritten Teil dieser Arbeit lege ich diesbezügliche Erfahrungen und Voraussetzungen für eine verstehende Jungenpädagogik in Kindertageseinrichtungen dar.

1.2 Aspekte gegenwärtiger Geschlechterforschung

Die in den letzten Jahren deutlicher und nachdrücklicher in unser Blickfeld geratenen Entwicklungsprobleme der Jungen lassen sich letztendlich nicht aus den historisch-gesellschaftlichen Kontexten der männerweltlichen Lebensgegebenheiten und Geschlechterverhältnisse lösen. Erst der kritisch-forschende Blick hierauf kann besser verdeutlichen helfen, warum und wie immer noch eine so große Zahl heranwachsender Jungen und erwachsener Männern in oftmals massiv selbstbehindernden und gewaltbereiten Lebensweisen befangen sind - eine Problemlage, die an Kindertageseinrichtungen und Schulen nicht vorbei geht.

Diese Sichtweise ist nicht neu. Sie ist bereits von der Frauenbewegung und der feministischen Forschungsarbeit in ihrer grundlegenden Bedeutung thematisiert und vehement angeprangert worden. Jedoch gerade bezogen auf die großen Probleme der Jungenkindheit betont die relativ neue Jungen- und Männerforschungsarbeit stärker den diesbezüglichen Lebenslernprozess des Jungen im gesellschaftlichen Kontext, der vielfach wirksame Bestandteile dieser Gewaltförmigkeit unserer gewöhnlichen Männer-Lebenskultur bereithält. Damit sind einerseits weder alle Jungen noch alle Männer als potentielle Gewalttäter zu denken; vielmehr gibt es über den Lernprozess des Jungen zur traditionellen Männlichkeit hinausgehend noch eine Vielzahl anderer, alternativer, auf Fürsorge, Selbstverantwortung und Kooperation orientierter Lebensentwürfe. Noch werden andererseits Männer etwa auf Opferstatus reduziert und aus der Verantwortung entlassen, die sie in der Gestaltung des Lebens mit sich selbst und anderen Menschen wahrzunehmen haben. Aber auch Frauen können hierbei nicht zu Unschuldswesen idealisiert werden. Ihre spezifische Teilnahme, Beihilfe, Zustimmung oder auch nur Gedankenlosigkeit in Bezug auf Männerzurichtung und Gewaltförmigkeit in unserer alltäglichen Lebenskultur kann und darf hierbei nicht übersehen werden..

Diejenigen Lebenslernprozesse, die zur Entwicklung von Gewaltbereitschaft beitragen können, sind universell, also zunächst geschlechtsunspezifisch. Jede Frau könnte sich selbstverständlich ebenso wie ein Mann zu einer hartgesottenen und machtbesessenen Kriegerin, Schlägerin, Aggressorin oder Karrieristin mausern. Nur ist in unserer Kultur die auf Gewaltförmigkeit und Kriegerfähigkeit bezogene geschlechtstypische Entwicklung eben vor allem den Männern zugeteilt und das schon seit einer sehr langen Zeit. Und Jungen können sich zunächst die Lebensweisen, mit denen sie hoffen, als ein sogenannter richtiger Mann in der Männerwelt bestehen zu können, nicht aussuchen.

Einige Fakten zur Männergewalt

Körperliche Gewalt wird zu über 90 Prozent von Männern und Jungen verübt, wobei zwei Drittel der Opfer ebenfalls männlich sind. Diese Zahlen nennt die bundesdeutsche Kriminalstatistik. Sie sind in den letzten 40 Jahren annähernd gleich geblieben (siehe SOS-Dialog 1998, Burkhard Oelemann). Nach dem Statistischen Jahrbuch 1994 besteht bei allen erfassten Straftaten ein Verhältnis von rund 1,2 Millionen Männern zu 340.000 Frauen. Je schwerer dann der Straftatbestand wird, desto mehr verschiebt sich dieses Verhältnis in Richtung Männer. Bei Raub, Mord, Totschlag und schwerer

Körperverletzung liegt das Verhältnis bei rund 111.000 Männer zu 12.000 Frauen (Heilmann-Geideck/Schmidt 1996, 27). Die französische Psychologin Elisabeth Badinter spricht von Männlichkeit als ständiger Gefahr: "Vergewaltigung ist in den Vereinigten Staaten das Verbrechen mit der höchsten Zuwachsrate. Nach Schätzungen des FBI wird, wenn diese Tendenz anhält, jede vierte Frau einmal in ihrem Leben vergewaltigt werden" (Badinter 1992, 172).

In jeder dritten Ehe wird Gewalt durch Männer oder Väter ausgeübt; in jeder 5.-11. Ehe wird geschlagen. Das BKA schätzt, dass 10-25 Prozent der Frauen in festen Beziehungen sexuelle Gewalt erleben. Rund 45.000 Frauen fliehen alljährlich laut der Kulturzeitschrift "tip"(Sept.1999) ins Frauenhaus, verängstigt, verletzt, verstört. Die Täter hätten keine besonderen Merkmale, gehörten keiner bestimmten sozialen Gruppe an. Nach außen hin wirkten sie nicht selten sympathisch. Was können sie auch dafür ... es sei halt geschehen ... eine von Tätern häufig geäußerte Beschönigung und Abwiegung ihrer Schuld.

Aus einer Studie der Universität Potsdam 1999 mit jungen Frauen zwischen 17 und 20 Jahren geht hervor, dass jede vierte Frau schon einmal unfreiwillige Sexualität erlebt hätte, fast jede fünfte Frau berichtete von Drohungen und körperlicher Gewalt (Psychologie Heute, Nov.1999). Auf einer Gleichberechtigungskonferenz in Bonn 1998 bezeichnete Walter Hollstein, Soziologe und Männerforscher die traditionelle Männlichkeit als eine hochriskante Lebensform und als ein soziales Problem: Riskant deshalb, weil Männer im Schnitt viel früher sterben und häufiger erkranken als Frauen. Ein soziales Problem, weil sie zu teuer ist. Die Folgekosten traditioneller Männlichkeit beziffert der Berliner (Hollstein) mit rund 29 Milliarden Mark jährlich. So ein 'richtiger Kerl' verunglückt nicht nur häufiger mit dem Auto als Frauen. Er füllt auch Frauenhäuser, lässt soziale Dienste arbeiten, beschäftigt Gefängniswärter, Krankenhauspersonal, Verwaltungen und Versicherung. Männer zeigen Härte, sind auf Leistung fixiert, gefühlsarm und gewalttätig. Sie brauchen den Erfolg für Glück und Zufriedenheit. Wer all das nicht verwirklicht, ist kein richtiger Mann, zumindest kein traditioneller. Viele Männer litten nach wie vor an 'emotionaler Verstopfung', sie seien kaum in der Lage, Gefühle zu zeigen. Ständige 'Selbstvergewaltigung' sei die Folge, meinte Hollstein. Dauernd unter Druck ihrer Rolle gerecht zu werden, sterben mehr Männer als Frauen durch Selbstmord (die tageszeitung, 30.1.1998; vgl. Bundesministerium 1998).

Der australische Männerforscher Robert W. Connell spricht davon, dass sich die männliche Vormachtstellung - er nennt sie "hegemoniale Männlichkeit" -, in allen sozialen Situationen zeige: "Welchen Raum Jungen und Männer einnehmen; wie viele Straßen es gibt, in denen Frauen Angst haben müssen; wie auf Spielplätzen die Jungen die Spiele der Mädchen stören; wie Frauen in Diskussionen das Wort abgeschnitten wird, usw." (Connell 1995, 254). Mitunter scheint uns der Gedanke, durch diesen Stadtpark oder diese Straße könne eine Frau (oder auch ein Mann) nicht allein laufen, weil Männergewalt befürchtet wird, so sehr selbstverständliche, alltägliche Lebenspraxis, daß uns der unerhörte Skandal dieses Tatbestandes überhaupt nicht mehr ins Bewusstsein rückt.

Dieser kleine Daten-Ausschnitt mag genügen, um vor Augen zu führen, dass Männerkultur auf vielfache Weise mit Gewalt verknüpft ist. Er ließe sich endlos erweitern. Jedes weitere Datum jedoch führt am Ende zur gleichen Aussage. Und das hierbei oftmals zu wenig mitgedachte Phänomen fällt auf, dass es zu vielen der weltweit gehandhabten gewaltförmigen Verhältnisse und Vorgänge von Männern keinerlei auch nur annähernd vergleichsweise Äquivalente zu Lebensformen von Frauen gibt, wenn ich hier von extremen Ausnahmesituationen (Gewalttätigkeit von Frauen in der NS-Zeit, in Kriegen, gegen Kinder, usw.) mal absehe. Doch trotz dieser Fakten und trotz ihrer Problematisierung seitens der Frauen- und Männerforschung erweist sich die Verdrängung dieser männergeschlechtsspezifischen Seite in der Gewalt- und Sozialforschung bis heute als erstaunlich stabil. Die Verantwortung hieran tragen sicherlich letztendlich auch die Männer selbst; zulange haben sie scheinbar auch im männlich dominierten Wissenschaftsbetrieb "betreten geschwiegen".

Nun ist aber direkte körperliche Gewalttat nur eine mögliche Gewalt-Variante im Männerleben, die zugleich auch, besonders in extremen Fällen, dazu verführen kann, die Ursachen ausschließlich in klinisch-psychologischen Begründungszusammenhängen zu suchen. Dabei müsste Jungen- und Gewaltforschung doch auch den Normalstandard traditioneller Männerzurichtung in den Blick nehmen können, um zu ergründen, wie sich viele heranwachsende Männer je nach Lebensbedingungen mehr oder weniger in einer Art dauerhafter Bedrohtheitsanspannung und Angriffsbereitschaft festzuhalten lernen. Aus dieser psychischen Konstitution heraus sucht sich die Mehrzahl der Männer wohl eher sogenannte kultivierte und erlaubte Entlastungen, wie etwa Karriere, Macht, Reichtum usw. Erschreckend jedoch, dass bei genauerer Betrachtung gesellschaftlich-männlicher Vorgänge mitunter jeder Anlaß willkommen zu sein scheint, um endlich dem inneren Stau freien Lauf lassen zu können. In Ausnahmesituationen - Krisen, Gewaltherrschaft, Krieg - wechseln dann auch viele dieser

sogenannten normalen Männer erstaunlich schnell ihr Hemd, so als würden sie nur einen hauchdünnen Kulturanstrich abstreifen und nun ihr eigentlicher Programmchip zu Tage treten.

Männer behindern sich selbst

Aber nicht nur nach außen, sondern auch nach innen sind augenscheinlich immer noch viele Männer in eher aggressiven Orientierungen verstrickt. Ein weithin bekannter Fakt ist, dass Männer um sieben bis acht Jahre früher sterben als Frauen. 1950 lag der Unterschied noch bei fünf Jahren.

In einer Zusammenfassung verschiedener Studien benennt "Psychologie Heute" sieben für die hochanstrengende, risikoreiche und gesundheitsgefährdende Lebensweise vieler Männer verantwortliche Kategorien:

1. Männer gehen seltener zum Arzt und zu Vorsorgeuntersuchungen. Ärzte aufzusuchen und um Hilfe zu bitten, empfinden Männer immer noch als Schwächebekenntnis.
2. Männer kümmern sich weniger um ihre Gesundheit und schlafen zu wenig. Männer sehen ihren Körper hauptsächlich als zu funktionierendes Instrument an, kümmern sich wenig darum und sind erstaunt, wenn dann "urplötzlich" irgend etwas nicht mehr stimmt. Sie schlafen weniger als Frauen und leiden mit zunehmenden Alter stärker an Schlafstörungen. Schlafmangel schwächt aber das Immunsystem und erhöht die Unfallgefahr.
3. Männer haben schlechtere Ernährungsgewohnheiten. Sie essen gedankenlos, ohne zu überlegen, was gesund ist, vor allem Fett, Fleisch, Zucker.
4. Männer sind häufig übergewichtig.
5. Viele Männer sind körperlich sehr passiv. Zu einer leichten regelmäßigen Körperkultur wollen sich viele Männer nicht gerne bekennen. Gerade aber diese ist nachweislich am besten für die Gesundheit. Statt dessen machen sie entweder gar nichts oder unterziehen sich selten und unregelmäßig stärksten Belastungen.
6. Männer konsumieren mehr Alkohol.
7. Männer haben weniger Sozialkontakte und Unterstützung durch zwischenmenschliche Beziehungen. Viele Männer haben überhaupt keine intensiven Freundschaften.

Dass Menschen mit geringen Sozialkontakten sich wenig um ihre Gesundheit kümmern, häufiger krank sind und eine kürzere Lebenserwartung haben, belegen Befunde amerikanischer Studien. Sozial isolierte Menschen haben demzufolge auf der ganzen Welt ein vergleichsweise zwei- bis fünfmal so hohes Risiko, zu erkranken und früher zu sterben (Psychologie Heute, Juni u. Okt. 1999)

Auch die Suizidstatistik weist darauf hin, dass Männer gefährlich leben: etwa 70 Prozent aller erfolgreichen Selbsttötungen werden von Männern ausgeführt, während etwa 75 Prozent aller Suizidversuche von Frauen unternommen werden. Eine ähnliche Statistik gibt es bei Kindern (siehe oben). Es scheint, als würden Frauen sich selbst in verzweifelter Situationen noch Auswege und Chancen ermöglichen wollen. Männer hingegen wählen wohl aufgrund ihres oftmals hohen Staus unbewältigter, sprich: verheimlichter und verleugneter Problemverstrickungen, ihrer mitunter massiven Sprach- und Beziehungslosigkeit sowie ihrer übergroßen Selbstanforderungen und daraus entstehenden umso schwereren Kränkungs- und Demütigungserfahrungen eher die perfekte Methode (Psychologie Heute, Juni 1998, 52).

Der Psychoanalytiker Horst-Eberhard Richter stellt zum Problem der Herzkrankheit als einer überwiegenden Männererkrankung fest: "Studiert man das Merkmalsbild der 'Herzinfarkt-Persönlichkeit' genauer, so fällt auf, dass es eigentlich ziemlich exakt mit dem Idealbild des supermännlichen Mannes der Leistungsgesellschaft übereinstimmt. Es ist nahezu identisch mit dem Inbegriff derjenigen Eigenschaften, die Aufstieg und maximales männliches Prestige verheißen und fortwährend in der Erziehung des Jungen verherrlicht werden. So sieht der energiegeladene ehrgeizbesessene Tatmensch aus, der sich durchsetzt und sich nirgends kleinkriegen lässt ... In den Jahrzehnten vor seinem Infarkt, in denen er den Arzt meidet und auf Fragebögen seine fabelhafte Fitness und Beschwerdefreiheit bezeugt, zermüht er sich in einem unsichtbaren chronischen Prozess. Er hat sich längst schon irreparabel gesundheitlich ruiniert, wenn er immer noch, auf Grund seines Benehmens, als Inbegriff körperlicher Stabilität bewundert wird, bis er dann eines Tages scheinbar aus "heiterem Himmel" mit seinem Infarkt zusammenbricht" (zit. n. Hollstein 1999, 46).

Herb Goldberg bemerkt hierzu: "Es ist für Männer eine tragische Tatsache, dass die Einstellungen und Verhaltensmuster, die einen Menschen zerstören, für ausgesprochen männlich gelten, während das, was für persönliche Verwirklichung und Menschsein wichtig ist, weiblich genannt wird" (zit. n. ebd., 39). Tragisch vor allem, weil Männer sich schließlich angestrengt selbst daran hindern, diesen anderen Weg zu gehen. Der Arzt Till Bastian berichtet von einer in diesem Zusammenhang interessanten Forschungsarbeit, die ein bulgarischer Medizinprofessor über die vielen Hundertjährigen im

Rodoperngebiet gemacht hat. Demnach seien weder Knoblauch noch Kefir für den hier angetroffenen hohen Grad an Gesundheit und Alter verantwortlich, sondern die Lebensweisen dieser Bevölkerung. "Wer nicht besser leben will als sein Nachbar, wer nicht immer mehr und immer mehr haben will, der lebt ohne Konkurrenz und folglich ohne Stress" (Bastian, Lebenskünstler leben länger, 2000).

Konkurrenente Lebensrealitäten

In ihrem Buch "Umgang mit Aggressionen" zitiert Verena Sommerfeld aus dem Bonner Generalanzeiger vom November 1989: "Eine bundesweite Erhebung des Gießener Zentrums für psychosomatische Medizin habe gezeigt, dass die Ellbogenmentalität, die rücksichtslose Selbstbehauptung gegenüber der Konkurrenz, verbunden mit wachsender Selbstsucht in der Bundesrepublik zunimmt. Innere Besinnlichkeit, Anteilnahme an anderen oder gar Mitleid nehme dagegen ab. Solidarität mit Schwäche und Leid bleibe auf der Strecke und finde sichtbaren Niederschlag in der Vernachlässigung Behinderter, chronisch Kranker und gebrechlicher Alten." An gleicher Stelle zitiert Sommerfeld den Jugendforscher Hurrelmann: "Wenn Jugendliche aggressiv und gewalttätig sind, dann kopieren sie in ihrer eigenen, unverstellten und spontanen Form teilweise nur diese von den Erwachsenen kaschierten und verdeckten Formen der direkten und indirekten Gewalt" (Sommerfeld 1996, 25).

In der pädagogischen Praxis befinden wir uns schon immer in einem Paradoxon: Einerseits möchten wir als beflissene Humanisten oder Christen den Kindern nahe legen, doch rücksichtsvoll und anständig, tolerant und kooperativ zu sein - andererseits aber gilt in der (Männer-) Welt da draußen, zumal für die Jungen, ein anderes Gebot: Du musst ein Schwein sein, wenn Du einigermaßen gut leben willst - wer anständig lebt, gehört bestraft! Eine Art moderner männlicher Siegermythos erfolgreicher, flexibler, mobiler, dynamischer und kreativer Jungunternehmer (und -unternehmerinnen) scheint sich gegenwärtig zu etablieren, der zum Teil zwar einige der alten männlichen im Berufsfeld tradierten Rollenstereotypen ablöst, jedoch auf neue Weise durchaus die alten konkurrenten Männertraditionen wiederholt.

Der Vorstandsvorsitzende eines Weltkonzerns meldet seinen Aktionären Erfolgs-Rapport: Er habe, seit er diesen Posten bekleide, 15 Prozent der Arbeitsplätze abgebaut. Er habe zwar einigen Ärger mit der Gewerkschaft bekommen, aber er wolle so weitermachen. Die amerikanische Wochenzeitung Newsweek kommentierte unter der Überschrift "The Hit Men" (Die Killer) derlei in der heutigen Wirtschaft alltäglichen Vorgänge: "Du verlierst Deine Stellung, die Aktien Deines Ex-Arbeitsgebers vollführen Kurssprünge, und der Vorstandsvorsitzende genehmigt sich eine komfortable Gehaltserhöhung. Irgend etwas stimmt nicht, wenn die Kurse an der Wall-Street unaufhörlich steigen, während sich in den benachbarten Straßen die Kadaver der Arbeiter türmen, die von Großunternehmern ... auf die Straße geworfen werden" (zit. n.: die tageszeitung/Le Monde diplomatique, Sept. 1999, Frederic F. Clairmont). Die Großen werden immer größer, die Reichen immer reicher; wer nicht stark genug ist, der wird vernichtet: das sei die Logik eines Systems, das die Wirtschaft verabsolutiert und von menschlichen Angelegenheiten abgetrennt denke - so der brasilianische Theologe und Philosoph Leonardo Boff in einem Zeitungsinterview (Der Tagesspiegel, 6.6.1999).

Auch die UN-Studie "Globale Umwelt - Geo 2000" verdeutlicht letztendlich unseren gewaltförmigen Umgang mit unseren natürlichen Lebensgrundlagen. Sie prognostiziert eine nahezu apokalyptische Zukunft. Die Zerstörung des Regenwaldes, die Klimaerwärmung, die Gefahr durch die Treibhausgase, die Überfischung der Weltmeere, die zunehmende Wüstenbildung, das alles seien zwar bekannte, aber dennoch nicht etwa gestoppte, sondern kräftig anwachsende Umweltprobleme. Hinzu träten die Zunahme der Bodenerosion und der sogenannten Naturkatastrophen, des übermäßigen Ressourcenverbrauchs usw. (die tageszeitung, 16.9.1999).

Angesichts zunehmender rechtsextremer Gewalt überwiegend männlicher Jugendlicher führt der Hallenser Psychotherapeut Hans-Joachim Maaz in der Wochenzeitung Freitag aus: "Wir leben in einer gewalttätigen Gesellschaft. Die bestehenden marktwirtschaftlichen Bedingungen brutalisieren den sozialen Verteilungskampf und verhärten die menschlichen Verhältnisse durch den wachsenden Leistungs- und Konkurrenzdruck. Gewaltbereite Jugendliche ... sind vor allem der Symptomträger einer sich radikalierenden Gesellschaft. (...) Eine entfesselte Leistungsgesellschaft zwingt die Menschen in einen Konkurrenzkampf, in dem Siegenmüssen das soziale Überleben sichert, wodurch aber zwangsläufig auch Verlierer produziert werden. (...) Rechtsextreme Gewalttäter mit ihrem Hass tragen auf primitive und brutale Weise aus, was in der Gesellschaft längst kultiviert ist: der Konkurrenzdruck, der Konsumzwang, der Terror durch Fülle und Vielfalt, die suggestive Nötigung der Werbung, die Überflutung und Verführung durch äußere Reize, die im Straßenverkehr ausagierte Gewalt, der Stärkekult, ... der gnadenlose Leistungssport usw. (Freitag, 18.8. 2000).

Gesetzt, diese kritischen Bewertungen unserer gesellschaftlichen Lage treffen auch nur annähernd zu, wonach also orientieren sich nun die Kinder, die Jugendlichen, die Jungen? In welche Spuren sollen sie treten, um in dieser Männer-Welt bestehen zu können, die sich offensichtlich bis heute vielfach gegen Konzepte der Fürsorge und Kooperation zur Wehr zu setzen versucht?

Auch der Alltag in den Schulen und Kindertagesstätten sieht in einer Stadt wie Berlin nicht gerade sonnig aus. "Die Grundschule 'An den Buchen' im Nordosten Berlins hat 420 Schüler, 20 Lehrer und einen Hausmeister. Der Hausmeister verwaltet ein jährliches Reparaturbudget von 100 DM. Das reicht immerhin für etliche Glühbirnen. Einige Geschossdecken hängen etwas durch, sind aber angeblich statisch in Ordnung. Die Fenster schließen schlecht und spotten jeder Öko-Bilanz. Der Lehrkörper hat das Durchschnittsalter 50 fast erreicht und verbarrikadiert sich in seinen gesicherten Positionen: Dienst nach Vorschrift und Lehrplan bis zur Befreiung von den zappeligen Großstadtkindern, die den Frust ihrer von Nur-Arbeit getriebenen oder an Nicht-Arbeit erkrankten Eltern in den Unterricht tragen" (Freitag 17.12.1999).

Über Kindertagesstätten schreibt eine Mutter an die Redaktion der pädagogischen Fachzeitschrift "Klein und Groß": "Was würden Sie sagen, wenn man Ihnen das Recht gäbe, vier bis acht Stunden täglich ohne Pause mit 15-20 Erwachsenen in einem Raum von etwa 45 qm zu verbringen? Als Rückzug stünde 45 Personen zusammen ein weiterer Raum zur Verfügung. Kennen Sie 15-20 Menschen, mit denen Sie sich das vorstellen können? Die Zusammensetzung der Gruppe wäre rein zufällig. Sie hätten keinen Einfluss darauf. Sie wären mit vielerlei Konflikten, mit Aggressionen und mit Handgreiflichkeiten konfrontiert. Für die ganze Gruppe wäre eine nicht immer dafür ausgebildete Person anwesend, die Sie um Unterstützung bei der Konfliktbewältigung bitten können. Allerdings nicht immer dieselbe Person, manchmal jemand, den Sie nie zuvor gesehen haben. Könnte es sein, daß Sie selbst aggressiv würden? Hätten Sie das Gefühl, das „etwas für Sie getan“, dass „für Sie gesorgt“ würde? Das ist fast alles, was Kindern im Vorschulalter nach den Vorstellungen der (jeweiligen Landes-) Regierung zustehen soll. Wünschen Sie Ihrem Kind dieses Recht?" (Liebler, Klein und Groß 4/ 1994).

Angesichts einer eventuell sogar zunehmenden Gewalt in den Schulen und im Jugendbereich besonders in sozialen Brennpunktregionen scheinen sich aber außer den vielfach beschworenen Dreisatz nach amerikanischen Muster - häufiger, länger und härter bestrafen - kaum weitere Perspektiven für eine prinzipielle Weichenstellung im Bildungs- und Erziehungsbereich anzudeuten. Der Königsweg nach der Maxime "Wer Kindern Paläste baut, reißt Kerkermauern ein" ist zwar allgemein bekannt, kostet aber Geld und findet nur wenig Beachtung. Es sieht fast so aus, als würde schon sehr lange in verschiedenen Varianten eine Politik betrieben werden, die wenig Bezug zur Kindheit hat und in der der sogenannten freien Marktwirtschaft immer noch und immer wieder Priorität eingeräumt wird. Auch auf diese Weise wird im Bereich des Heranwachsens von Kindern eine Art Gewaltförmigkeit etabliert, die oftmals bisher mit dem Begriff "Kinderfeindlichkeit" angeprangert wurde und die ich durchaus ebenfalls als ein Charakteristikum dieser kinder- und fürsorgefernen Männergesellschaft begreifen möchte.

Ich möchte mir nun ersparen, zur weiteren Kennzeichnung und Ergänzung unserer alltäglichen Gewaltförmigkeit genauer auf die herrschende Mediensituation einzugehen. Rund 500 Morde sind pro Woche in den wichtigsten Kanälen zu bestaunen, massive Gewaltverherrlichung kann in jeder Videothek ausgeliehen werden. Wie besessen und unaufhaltsam wird eine Gewaltorgie nach der anderen produziert, vordergründig, um viel Geld damit zu machen, aber vor allem doch darin begründet, dass auch hier sowohl für das Konsumieren wie auch für das Produzieren genügende Mengen frustverknotteter und überlegenheitssüchtiger Mochtegern-Krieger zur Verfügung stehen!

Eine kurze Notiz zum "friedlichen" Sport sei mir hier noch gestattet. Gerade für die schwierigen Jungen wird er ja immer als ein angeblich ausgleichendes, aggressionsabführendes und staulösendes pädagogisches Erfolgs-Instrument empfohlen. Sicher, eventuell wird ein Junge oder auch Mann seinen inneren Stau für eine Weile entladen können und sich dann vielleicht sogar etwas besser fühlen. Aber die aggressionsstauschaffende Lebenslernbasis lässt sich auf diese Weise keinesfalls auch nur annähernd verändern. Doch nicht nur das, ein kurzer Besuch auf dem Fußballplatz lehrt aufs beste: Pflaume, Weichei, Schlappschwanz, Warmduscher, usw. - keine Beschimpfung oder Bedrohung wird da ausgelassen. In "Panorama" vom 27.4.2000 wurde ein Bericht über Beschimpfungen, Prügeleien und Bedrohungen auf Sportplätzen gezeigt, der diese Erfahrung aufs beste bestätigt. Sport als faires Kräfteressen und friedlicher kooperativer Wettbewerb, ja - aber so lernen "unsere Jungs" wohl auch auf den Sportplätzen nur die eine übliche, gewaltförmige, auf Sieg fixierte Männerart, die das nur noch verstärkt, was eigentlich ausgeglichen werden sollte.

Biologie contra Kultur

Zur näheren Erläuterung, wie es dazu kommen konnte, dass unsere Lebenskultur bis heute immer noch weitreichend am kriegerischen Männermythos festzuhalten scheint, möchte ich hier eine kleine Auswahl diesbezüglicher Erkenntnisse und Forschungsergebnisse heranziehen. Die hierzu arbeitende, relativ neue, aber bereits sehr produktive Geschlechterforschung versteht sich als "interdisziplinär", ist also quer zu den einzelnen für sie relevanten Fachbereichen, wie etwa Psychologie, Pädagogik, Soziologie, Politologie, Anthropologie, Medizin usw., angesiedelt und hat bisher noch immer die Besonderheit, zum größten Teil als Frauenforschung betrieben zu werden. Erst sehr langsam setzt sich durch, dass auch Männer- und Jungenforschung konstitutiv zur Geschlechterforschung gehört.

Immer schon wurde darum gestritten, wieweit menschliches Leben von Anlage und Vererbung abhängig ist oder von Kultur und Umwelt bestimmt wird. Die biologisch-genetische Orientierung ist in Bezug auf die menschliche Entwicklung eine weit verbreitete, übliche, oft unhinterfragte und kaum beweisbare Denkvoraussetzung. Die Vermutung liegt nahe, dass damit, egal ob von der Natur des Menschen, einem mythisch waltenden Lebensschicksal, der Genetik oder Physiologie gesprochen wird, bestimmte individuelle bzw. gesellschaftliche Vorgänge als unveränderbar gedacht werden und damit unserem Zugriff, unserer Einflussnahme entzogen werden sollen.

Natürlich beruht das menschliche Leben auf biologischen Grundlagen. Diese umfassen solche fundamentalen Lebensvorgänge wie Geburt und Tod, Hunger und Durst, Kälte und Wärme sowie die genetische Weitergabe aller unserer körperlichen Lebensvorgänge und Ausstattungen. Allein die Frage jedoch, wieweit sie unsere Einstellungen, Denkweisen, Gefühlsstellungen und Verhaltensweisen bestimmen, bleibt durchaus umstritten. Möglicherweise könnten wir uns darauf einigen, von einer sich gegenseitig durchdringenden und beeinflussenden Kombination aus Biologie und Kultur zu sprechen. Das heißt, unsere biologische Grundausstattung kann in diesem Sinn als die materielle Basis, gewissermaßen als "hardware" einschließlich Basissystem gedacht werden, in deren Rahmen wir uns je nach Lebensumständen eine unendliche Vielfalt an Lernprozessen, unsere "software" und deren Nutzung, ermöglichen können. Wobei es zwischen unserer biologischen Lebensbasis, den uns umgebenden Lebensumständen und unseren je individuellen Wahrnehmungs- und Lernprozessen offenbar einen regen Austausch gibt - das heißt, wir haben es also mit einem Gesamtsystem zu tun, das nach dem einfachen Ursache-Wirkungsdenken wohl kaum ausreichend begriffen werden kann.

Auch in bezug auf das Geschlecht wird zwischen den Biologen und den Geschlechterforschern, die Geschlecht als Aneignung einer Lebensweise und damit als überwiegend sozialkulturell konstruiert und gelernt definieren, erbittert gestritten. Mittlerweile werden alle mögliche Eigenschaften, wie zum Beispiel Einfühlungsvermögen, Feindseligkeit, Egoismus, Intuition, Aggressivität, Treue usw. als genetisch bzw. physiologisch begründet behauptet, was auf der Grundlage des obengenannten Ansatzes noch nicht einmal nur falsch sein muss.

Anhand der amerikanischen auf den Neurotransmitterstoff Serotonin basierenden Gewaltforschung beschreibt der zum Thema "Kriminalität und Männlichkeit" forschende Erziehungswissenschaftler Joachim Kersten eine interessante, bestätigende Erkenntnisentwicklung. So haben Forschungen ergeben, dass ein deutlicher Zusammenhang zwischen Serotonin und Aggressivität bestünde: je niedriger der Serotonin-Spiegel, desto größer die Neigung zu aggressivem Verhalten. Der von Kersten zitierte Evolutionspsychologen Martin McGuire konnte anhand von Studien mit Affen aufzeigen, daß der Serotoninspiegel mit Statuszuwachs steigt und mit Statusverlust fällt. "Es ist zwar der Körper," schlussfolgert Kersten, "in dem die Stimmung zur Gewalt entsteht und der in der Gewalt gegen andere eingesetzt wird, im Körper entsteht aber solche Disposition nicht 'von allein' oder aufgrund der genetischen Anlagen - sondern aufgrund äußerer Einflüsse auf die biochemischen Prozesse. Besser kann man die Kulturthese für die Erklärung zwischenmenschlicher Gewalt wohl kaum belegen. Es kann kein Zweifel mehr daran geben, dass Umweltfaktoren biologische Folgen haben können, die sich auch auf zwanghafte oder gar routinemäßige gewaltorientierte Verhaltensmuster bei jungen Männern auswirken können: Auch Umwelt und Körper stehen in einem dynamischen, sich wechselseitig beeinflussenden Verhältnis" (Kersten 1996; vgl. ders. 1997).

Dieser Erklärungsansatz hat den großen Vorteil, dass in der Erkenntnissuche zum Thema "Männerzurichtung und Gewaltbereitschaft" biologische Faktoren und sozialkulturelle Einflüsse nicht weiterhin als sich einander ausschließende Gegensätze gesehen werden müssen. Selbst wenn also die besonders hervorstechende Entwicklung von Aggressivität und Gewaltbereitschaft bei vielen Jungen etwa auf die Anwesenheit und Menge bestimmter Hormone oder Neurotransmitterstoffe

schließen lässt, so muss mitgedacht werden, dass deren Produktion wiederum durch die mitunter schwerwiegenden Konflikt- und Beschämungserfahrungen der Jungen auf ihrer Suche nach "richtiger Männlichkeit" beeinflussbar ist, erst recht, wenn weitere soziale Probleme ihrer unmittelbaren Lebensumwelt hinzutreten.

Der unleugbare Tatbestand, dass es als Fortpflanzungsbasis ab einer bestimmten Spezies in der Evolution aus Gründen genetischer Vielfalt zwei biologische Geschlechter gibt, scheint immer wieder dazu zu verführen, dem jeweiligen Geschlecht auch noch unveränderbare, naturgegebene Wesenseigenschaften anzuheften. Eine solche Denkhaltung, das je biologische Geschlecht zu vereigenschaften, gleicht auf fatale Weise den Rassismus-Konzepten. Auch die Nazis haben den Juden oder Slawen bestimmte widerliche und finstere Eigenschaften als biologisch vorgegeben angedichtet und damit ihr Recht auf Herrschaft und Vernichtung gerechtfertigt. Aber auch in unserer banalen Umgangssprache, irgendwelchen Nationalitäten oder Personenkreisen bestimmte Wesenseigenschaften anzuheften, kommt unbegriffenes rassistisches Denken zum Vorschein. Und es klingt nur scheinbar ziviler, realitätshaltiger und nicht rassistisch, wenn von den angeblich weiblichen und männlichen Anteilen bzw. Gefühlen die Rede ist. Gefühle stellen jedoch universelle, erkenntnisleitende und entscheidungsvorbereitende Stellungnahmen zum Leben dar, die mit Geschlecht nur insofern zusammenhängen, als ihnen je nach vorherrschender Lebenskultur bestimmte geschlechtsspezifische Zuweisungen gegeben werden. Auch in dieser Auffassung wird schließlich wieder nur die durch unserer spezifische Kultur vermittelte und je individuell angeeignete Lebenshaltung als naturwesenhafte Eigenschaft dem jeweiligen Geschlecht aufgedrückt, allerdings mit der Variante, das eine habe etwas von dem jeweils anderen bzw. müsse dieses rätselhafte andere nur bei sich entdecken.

Ein solcher nun auf das Geschlecht bezogener Rassismus lässt sich wissenschaftlich nicht begründen und ist nicht hinzunehmen. Vielmehr wird hierdurch die Frage aufgeworfen, warum denn zu bestimmten Zeiten immer wieder die biologische Determination menschlichen Lebens, sei es nun auf Geschlecht, Nationalität oder Hautfarbe bezogen, Bedeutung erlangt. So diene beispielsweise die biologistische Vereignschaftung von Geschlecht schon immer der Etablierung und Aufrechterhaltung der alten Geschlechterhierarchie.

Auch wenn es keine endgültige Klarheit in dieser hier angesprochenen Frage des Verhältnisses von Kultur und biologischer Grundlage geben kann und muss, so ist doch deutlich zu erkennen, dass der Mensch, ob Mann oder Frau, auf der Basis seiner biologische "Rahmenbedingungen" und in Bezug auf die ihn umgebenden Lebensumstände ein unendlich offenes Lernsystem darstellt. Er hat die Fähigkeit, das zu lernen, was dem Erhalt des Lebens dient oder was dessen Vernichtung herbeiführen kann. Gerade letzteres scheint jedoch bis heute immer noch ein starkes Gewicht im Prozess der Männerzurichtung einzunehmen.

Männlichkeit: störanfälliger, bedeutungsloser, entbehrlicher?

Eine Vielzahl von Nachweisen scheinen nun den Schluss nahelegen, der Mann müsse sich dauernd um seine Wichtigkeit Sorgen machen und gegen das ursprüngliche und viel effektivere Weibliche beständig zur Wehr setzen.

Zum Beispiel wird von einigen Wissenschaftlern dargelegt, dass das Männliche eine Art Zusatzprogramm zum Weiblichen darstellt. Von der Anlage her, so der amerikanische Naturwissenschaftler Robert Pool, sei der Körperplan im "Säumnisfalle" weiblich, und wenn nichts weiter dagegen unternommen wird, geht der Embryo diesen Weg. Erst durch das hinzutretende männliche Y-Chromosom wird die Entwicklung des Embryos in eine männliche Richtung ausgelöst; ansonsten bleibt es bei der ursprünglichen weiblichen Richtung. Des weiteren wird vermutet, dass die offensichtlich größere Störanfälligkeit der männlichen Embryonalentwicklung ebenfalls durch das zusätzliche Entwicklungsprogramm der Maskulinisierung hervorgerufen wird. Auch die Nichtersetzbarkeit des bei der männlichen Entwicklung nur einmal vorhandenen Y-Chromosoms könnte dabei eine Rolle spielen. Bekanntlich unterscheiden sich Mann und Frau durch das 23. Chromosomenpaar: Frau = XX, Mann = XY. Das Geschlecht wird durch den Chromosomentyp der Samenzelle, die das Ei befruchtet, festgelegt. Das heißt, der Mann fügt dem weiblichen X entweder ein weiteres X zu, dann wird es eine Frau, oder ein Y, dann wird es ein Mann. Das bei der weiblichen Entwicklung also doppelt vorhandene X-Chromosom könnte auf mehr Stabilität hinweisen.

Auch die zur Nachkommenssicherung notwendigen Anstrengungen scheinen sehr ungleich verteilt zu sein: bei Frauen seien sie um ein Vielfaches größer als bei den Männern. Überhaupt beeindruckt die geringe biologische Bedeutung des Männlichen für den Erhalt der Gattung: Wenige männliche Wesen reichen anscheinend aus, um die Fortpflanzung sicherzustellen. Männer können von daher als die eher entbehrlichen Mitglieder einer Gemeinschaft angesehen werden; demzufolge sind sie den

Gefahren für Nahrungsbeschaffung und Überlebenssicherung besser aussetzbar (vgl. hierzu: Badinter 1993; Pool 1995; Gilmore 1991; Spiegel special 7/1997).

Es scheint so, als ließe sich aus alledem ableiten, dass das Männliche einem steten Durchsetzungskampf unterworfen sei und die Männer immer schon hätten versuchen müssen, ihr biologisch bedingtes Bedeutungsdefizit durch "Überlegenheitsmanifestationen" zu kompensieren. Und es könnte damit der Dauerversuch der Männer in männerorientierten Kulturen erklärt werden, Frauen zu entmachten, hilflos und abhängig zu halten.

Aber auch hier ist zu fragen, wozu solche Ableitungen nützlich sind und welchem Denkhintergrund sie folgen. Sie eröffnen jedenfalls einen Bereich vielfältigster Vermutungen und fragwürdiger Spekulationen; bestenfalls aber weisen sie auf ein "Problem" hin, das als solches nicht aufgelöst werden kann und muß.

Ich möchte hierzu abschließend die Vermutung äußern, dass auf der Suche nach Erklärungen männlichen und oftmals gewaltbereiten Angetriebenseins durch solche Ursachen, die außerhalb der eigenen, aktiven Selbstverantwortung liegen, möglicherweise ein Freibrief für Nichtlernen, für Nichtdenken, für das Festhalten an der männlichen Selbst- und Sozialinkompetenz ausgestellt werden kann, was nichts anderes bedeutet als aktive Selbst-Entmündigung zu betreiben. Mann kann sich damit unter Umständen seinen Dominanzanspruch und seine Selbstzerstörung als Bestandteile männlicher Lebenskultur unentziehbar halten.

Die hochkomplexen Lernprozesse, durch die sich der Mensch Verhaltensstrukturen und Denkweisen aneignet und die mit der Differenzierung der geschlechtlichen Identitätsentwicklung verknüpft sind, können mit der Biologie nicht einmal annähernd begriffen werden. Sie stellen aber vor allem den überaus reichhaltigen und zum Teil noch wenig erkannten Gegenstand sozialer Forschungsarbeit dar.

Elerntes Geschlecht

Zweigeschlechtlichkeit als biologischer Lebenskonstante war also offensichtlich die Fortpflanzungsstruktur, die die bestmögliche Basis für eine Produktion genetischer Vielfalt bot. Dieser Tatbestand lässt sich auch dann nicht verleugnen, wenn wir mit der gewalttätigen Ausformung unserer Geschlechterverhältnisse im allgemeinen und männlicher Identitäten im besonderen konfrontiert sind und nach Auswegen aus diesem Dilemma suchen. Konsequenterweise definiert nun die Erziehungswissenschaftlerin und Feministin Constanze Engelfried (wie auch andere Vertreter der Geschlechterforschung) die Kategorie Geschlecht als "ein soziales Konstrukt, das die historisch, biographisch und situativ konstruierten Männlichkeiten und Weiblichkeiten analysiert, indem sie die Hierarchien innerhalb und zwischen den Geschlechtern herausarbeitet und als veränderbar voraussetzt" (Engelfried 1997, 63).

Die gegenwärtige Geschlechterforschung geht auf der Basis der heutigen Erkenntnisse und Einsichten davon aus, daß Geschlechtsidentität im Sinne bestimmter als geschlechtsbezogen gedachter Lebenskulturen und Denkweisen gesellschaftlich vermittelt und je individuell angeeignet wird. Für unsere Lebenskultur als eine getrenntgeschlechtliche Kultur bedeutet das, daß bisher zwei unterschiedliche, miteinander korrespondierende bzw. einander entgegenstehende Lebensweisen erlernt werden: die männliche und die weibliche. Diese Geschlechtergetrenntheit ist konstitutiv mit Gewaltförmigkeit und Herrschaftsanmaßung seitens der Männerwelt verknüpft und prägt bis heute unsere allgegenwärtige Lebenspraxis. Viele Studien belegen, dass sich offensichtlich in unserer gegenwärtigen Praxis der Geschlechterzuschreibungen und -verhältnisse trotz umfassender Bemühungen um Gleichberechtigung wenig geändert hat.

So berichtet der australische Männerforscher Robert W. Connell, dass Männer zwei Drittel des privaten Einkommens in fortgeschrittenen Volkswirtschaften halten, den größten Teil der vorhandenen Waffen besitzen und die meisten Berufe dominieren (Connell 1999, 13). Walter Hollstein stellt hierzu fest, daß Männer immer noch weitreichend in Beruf, Einkommen, Ausbildung bevorteilt sind. Auch liegt in vergleichbaren Berufsfeldern der Monatsverdienst bei Männern weiterhin höher als bei Frauen. Frauen lassen sich häufiger auf Teilzeitarbeit und Doppelbelastung "Beruf und Familie" ein und unterbrechen ihre Erwerbsbiographie zugunsten der Kinder und Familie ungleich öfter als Männer. Gerade in den unteren Lohnskalen sind vor allem Frauen anzutreffen, Männer eher in gehobenen Positionen (Hollstein 1999, 23-26). Unter dem Titel "je reicher, desto Mann" war im "Spiegel special" 7/1997 zu lesen, daß nicht einmal mehr 5 % der erwerbstätigen Frauen, aber fast 20% der Männer (mit steigender Tendenz) ein Monatseinkommen von 4.000 DM und mehr erhalten. Nach Hollstein dokumentieren auch die unterschiedlichen Berufstätigkeiten die traditionelle Geschlechtertrennung: Männer steuern, führen, planen, konstruieren, forschen, sichern; Frauen hingegen helfen, pflegen, verkaufen, kassieren, bewirten, reinigen, packen, erziehen und versorgen. Selbst im privaten Bereich, in dem sich noch am ehesten partnerschaftliche Praxis entwickeln würde, seien Männer, die sich

tatsächlich zu gleichen Anteilen an Haushaltsarbeit und Kinderbetreuung beteiligen, trotz kleiner Veränderungen immer noch in der Minderheit (Hollstein 1999, 26. In einer Studie der Zeitschrift "Journal für die Frau" nennen 51 Prozent der befragten Frauen als attraktivste Lebensform "Mutter mit Teilzeitbeschäftigung"; Nur 16 Prozent streben volle Berufstätigkeit an. 35 Prozent der befragten Männer wünschen sich eine beruflich weniger beanspruchte Frau, die den größeren Teil der Familienarbeit übernimmt, 18 Prozent finden die klassische Hausfrauenehe gut und immerhin 31 Prozent sind dafür, daß beide berufstätig sind und Hausarbeit und Kinderbetreuung gerecht verteilt werden (Psychologie Heute, Juli 1999, 12).

Dass das alles auch bis heute sozialisatorische Bedeutung hat, zeigen Aussagen des Zehnten Kinder- und Jugendberichtes. Demnach unterscheiden sich die Handlungschancen, die Mädchen und Jungen offen stehen, nach wie vor deutlich voneinander; beide Geschlechter werden immer noch mit überkommenen Rollenerwartungen und -zuweisungen konfrontiert: "Mädchen sind gefühlsbetont, dürfen Angst haben, ausgleichend wirken, müssen Wut und Aggressionen unterdrücken, richten diese 'negativen' Gefühle gar gegen sich selbst. Selten üben sie körperliche Gewalt gegen andere aus. Sie äußern Aggressionen in anderen, Mädchenspezifischen versteckten Formen, während Jungen nicht nur erlaubt ist, aggressiv zu sein, sondern auch die Hand gegen andere zu erheben. Sie lernen, Macht auszuüben" (Brauns, Frauke: Mädchen sind noch immer in rollenspezifischen Mustern gefangen, In: Theorie und Praxis der Sozialpädagogik, 4/1999).

Meine kurze Schlussfolgerung aus alledem ist, daß eine positive, sprich: lebenserweiternde pädagogische Einflussnahme auf die schwierige Suche der Jungen nach männlicher Identität erst dann möglich werden kann, wenn wir konsequent von deren Erlerntwordensein und damit deren Veränderbarkeit ausgehen. Weder möchte ich Jungenkindheit als naturgemäß und vererbt wieder nur im Kriegerdasein enden sehen, noch mich selbst freiwillig in die Kaserne einer Geschlechtsbiologie oder -mythologie einsperren lassen.

Erzwungenes Mannsein

Eine andere interessante Quelle, die eine ausschließliche oder überwiegende biologische Grundsteuerung etwa der Gewaltbereitschaft oder des Herrschaftsanspruches des Mannes in Frage stellen, möchte ich hier kurz andeuten. Der amerikanische Anthropologe David Gilmore zitiert beispielsweise Forscher, die im 18. Jahrhundert Tahiti besuchten und ihr Erstaunen über den ungewöhnlichen und für westliche Begriffe seltsamen Mangel an geschlechtlicher Differenzierung auf der Insel zum Ausdruck brachten. Die Frauen auf Tahiti hätten einen bemerkenswert hohen Status und es sei ihnen gestattet, fast alles zu tun, was die Männer tun. Es gab dort weibliche Häuptlinge mit wirklicher politischer Macht, jede Frau konnte sich am Sport der Männer beteiligen und manchmal rang sie sogar mit männlichen Gegnern. Außerdem hatten die Frauen ganz allgemein große Bewegungsfreiheit und unterhielten sich ohne Einschränkung frei mit jedem. Bestätigt wurden diese Beobachtungen von Robert Levy, der in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts Feldforschung auf Tahiti betrieb. Er berichtete, daß Geschlechtsunterschiede in Tahiti nicht stark markiert seien, sondern eher verwischt oder vermischt. Männer seien nicht aggressiver als Frauen und Frauen schienen nicht sanfter oder mütterlicher als Männer. Wie ihre Persönlichkeiten, so seien sich auch die Rollen von Männern und Frauen derart ähnlich, daß sie kaum zu unterscheiden seien. Beide Geschlechter erfüllten überwiegend die gleichen Aufgaben, und es gäbe keine beruflichen oder handwerklichen Tätigkeiten, die durch kulturelle Vorschriften nur dem einen Geschlecht vorbehalten wären (Gilmore 1991, 222f). Demzufolge, so schlussfolgert Gilmore, scheint also die weltweit vorherrschende traditionelle Männlichkeit nicht etwa als ein natürlicher Zustand begreifbar, der spontan durch biologische Reife eintritt, sondern vielmehr als ein unsicherer oder künstlicher Zustand, der den Jungen abgezwungen werden müsse. Seine These lautet, daß Männer von Natur aus nicht so grundlegend verschieden von Frauen sind und zur Selbstbehauptung und Aggressivität erst motiviert werden müssten - eine mögliche Erklärung für die mitunter äußerst grausamen Mannbarkeitsriten in manchen männlichkeitsorientierten Naturvölkern. Ähnlich äußert sich die französische Soziologin Elisabeth Badinter, die das Mann-Werden als die willentliche Herstellung eines bestimmten Zustandes bezeichnet; sie stellt die Frage, ob denn die Männlichkeit der Söhne je erwachen würde, wenn sie nicht zu einem bestimmten Zeitpunkt ihrer Entwicklung herbeigezwungen würde (Badinter 1993, 90).

Gilmore stellt die These auf, daß sowohl dieser in allen Männergesellschaften beobachtbare Prozess der künstlichen Herbeizwangung aggressiver und kriegerischer Männlichkeit als auch die Rigorosität der Geschlechtertrennung umso rigider gehandhabt werden, je härter der Lebenserwerb ist, und umso milder ausfallen, je leichter es für eine Bevölkerung ist, sich am Leben zu erhalten. Unter harten Bedingungen sei es überlebensnotwendig, die unentbehrlichen Mitglieder der Gruppe, nämlich die

Frauen, die schwanger werden, Kinder zur Welt bringen und stillen, zu schützen, während die im Sinne der Erhaltung der Gattung entbehrlicheren Männer besser und eher für Versorgung und Verteidigung eingesetzt und hierbei auch der Todesgefahr ausgesetzt werden könnten. Eine Bevölkerung könne leichter den Verlust von Männern als den von Frauen überleben. Es sei eben dieses Akzeptieren der eigenen Entbehrlichkeit, das oft als Maßstab für Männlichkeit gelte, und dies könne auch die ständige Betonung der Risikobereitschaft als Männlichkeitsbeweis erklären.

Wenngleich diese Überlebens-Argumentation sicherlich eine mögliche Erklärung für Geschlechtergetrenntheit und erzwungenes Mannsein darstellt, so kann damit nicht zugleich der Tatbestand gerechtfertigt werden, das diese Entwicklung offensichtlich unauflöslich mit der Absicherung des männlichen Herrschaftsanspruches verknüpft war und ist. Mindestens kann jedoch dieser kurze Einblick in kulturvergleichende Studien begründen helfen - und um nichts anderes geht es mir hier -, daß Geschlechtergetrenntheit, erzwungenes aggressiv-kriegerisches Mannsein wie eben auch männliche Machtanmaßung Kulturkonstrukte sind, die von den je heranwachsenden Individuen in einem komplexen Vermittlungsprozess angeeignet werden müssen.

Hegemoniale Männerwelt

Der australische Männerforscher Robert W. Connell definiert "hegemoniale Männlichkeit" als eine Lebensstruktur, die alle gesellschaftlichen Bereiche durchdringe und deren Bedeutung nach wie vor darin bestehe, die Dominanz der Männer und die Unterordnung der Frauen zu gewährleisten. Sie sei das Bezugsschema für die Entwicklung vielfältiger Geschlechtsidentitäten, die sich etwa durch Protest, Unterwerfung oder auch Komplizenschaft zu den vorherrschenden Formen männlicher Machtanmaßung verhalten. In diesem Kontext können sich je nach individueller Biographie und Lebensumständen unterschiedliche, mitunter widersprüchliche Männlichkeiten auch innerhalb einer Person etablieren. Auch dieser Forscher kritisiert biologische oder mythische Erklärungsversuche für Geschlechtsunterschiede und Männerherrschaft (Connell 1999).

Der vorherrschenden Männerordnung zu entsprechen, das ist eine Anstrengung, der sich Jungen zunächst nicht entziehen können. Wer sich nicht an die bestehenden Männlichkeitsnormen hält, läuft Gefahr, ausgegrenzt, lächerlich gemacht und bloßgestellt zu werden. Das gilt für Jungen wie für Männer und zwar in allen gesellschaftlichen Verhältnissen, hauptsächlich aber in den im hohen Maße Kontrolle, Macht und Erfolg verheißenden Bereichen Beruf und Politik, ohnehin bis heute Männerdomänen. Um die oftmals massive Verunsicherung und den immer drohenden Blamage und Spott nach sich ziehenden Status- und Identitätsverlust abzuwenden, erscheint als "Ausweg" dann das wohlbekanntere "mehr desselben": noch stärker, noch effektiver, noch überlegener, noch dynamischer in der Männerarena in Erscheinung zu treten versuchen. Männlichkeit, so Walter Hollstein, sei eben kein freiwilliger Definitionsakt von irgendwelchen Männern, die sich an irgendeinem Ort zusammenfinden, um irgendeine Begriffsbestimmung dessen, was sie gerade zufällig als männlich empfinden, auszuhecken. Männlichkeit ist vielmehr eine tradierte gesellschaftliche Festlegung von Werten, Verhaltensweisen und Zielen, die durch eine vielschichtige Dynamik von Institutionen wirkt: Familie, Schule, Arbeit, Militär, Kirche, Massenmedien, Sport. Der einzelne Mann ist in diese gesellschaftliche Festlegung eingebunden (Hollstein 1999).

Nun wird Jungen bzw. Männern aber die begehrte Teilhabe an der Männerwelt nicht etwa nachgeworfen, nein, den Nachweis männlicher Tauglichkeit muss Mann täglich aufs neue und von Kindesbeinen an erbringen. Wenngleich jedoch dieses System hegemonialer Männlichkeit den Männern auch eine Reihe von Privilegien nahelegt, etwa Macht, Geld, Karriere, Erfolg usw., so bezahlen sie letztendlich dafür den hohen Preis des Verlustes ihrer Gesundheit, ihrer Empathiefähigkeit, ihrer Nähe zu sich selbst. Für die mit dieser mitunter massiven Selbstentfremdung einhergehenden Unglücks- und Enttäuschungsgefühle benötigt Mann dann wiederum gut wirksame Kompensations- und Betäubungsmittel. Leicht kann es dann so scheinen, als sei diese von Männern geschaffene Selbstentfremdungskultur eine Art unveränderbares, verselbständigtes Naturwesen. Die als Zeichen psychischer Gesundheit und Reife gewertete Anpassung an das sogenannte Realitätsprinzip kann als die Unterwerfung des damit dann als "erwachsen" geltenden Mannes unter diese hegemonial-männliche Lebenskultur gesehen werden. Als "gesundes" und "reifes" Mannsein gilt damit, sich möglichst erfolgreich der allseits nahegelegten Selbstentfremdung zu unterwerfen.

Der Psychologe Tim Rohrmann schlussfolgert, daß Männer schon immer an den herrschenden Verhältnissen objektiv leiden würden und Beschränkungen und Zwängen unterworfen seien, denen sie sich nicht so ohne weiteres entziehen könnten. Erst in den letzten Jahren begannen (wenn auch nur vereinzelt) zunehmend mehr Männer die gesellschaftlich zugestandenen Privilegien als Preis für die geforderten "männlichen Leistungen" in Frage zu stellen und das mit ihrer Situation verbundene Leid

auch subjektiv zu empfinden. Viele Männer verblieben dennoch in der Rolle der "Mittäter" bei der Aufrechterhaltung dieses Systems hegemonialer Männlichkeit, weil es ihnen ausreichend Möglichkeiten gebe, erlittene Beeinträchtigungen und Benachteiligungen zu kompensieren - und sei es auf Kosten der eigenen Gesundheit, anderer Männer, Frauen und Kinder (Rohrmann 1998, 101).

Die Art und Weise, wie Männer von sich selbst absehen, prägt weitreichend bis heute große Anteile unserer Lebenskultur und damit unter Umständen auch Politik. Sich selbst den Ast absägen, auf dem Mann sitzt, wird besonders nachdrücklich in der Zerstörung unserer natürlichen Lebensgrundlagen deutlich, die nicht zuletzt auch durch den eisernen und heldenhaften Tritt aufs Gaspedal mitverursacht ist. Hierzu noch einmal Tim Rohrmann: Angesichts der Gefahr einer globalen Katastrophe, für die "männliches" Denken und Handeln oft genug (und zu Recht!) verantwortlich gemacht wird, stellt sich die Frage, wie wir ein Bild von Männlichkeit entwickeln können, das sowohl uns persönlich als auch für unseren Planeten als Ganzes eine Perspektive darstellt (Rohrmann 1994, 37).

Halten wir hier fest: Die weltweite Lebenskultur, die b e i d e Geschlechter umgibt und prägt, ist männlich. Die Zurichtung des Jungen zum Mann kann also nicht nur als ein individuelles, sondern zugleich auch als ein gesellschaftliches und historisches Problem begriffen werden. Es geht darum, diesen Gesamtzusammenhang zwischen einerseits dem einzelnen Jungen, wie er heranwächst und wie wir ihn in der Kindertagesstätte, in der Familie, in der Schule wahrnehmen, und andererseits der uns umgebenden Lebenskultur, der gesamten Lebensweise und gesellschaftlichen Struktur, begreifbarer zu machen. Sich dem Problem der heranwachsenden Jungen widmen heißt demzufolge unumgänglich, Stellung zum Männerlebenskonzept und zu dessen vielfach gewaltförmiger Lebensweise zu nehmen.

Wir kommen nicht umhin, nach neuen Arten und Weisen des Lebens, auch des Zusammenlebens der Geschlechter zu suchen. Letztendlich verfügen wir als Menschen über die grundlegende Freiheit, bewusst zu wählen, wie wir leben wollen und wer wir sein wollen. Was nützt es einem Menschen, so der Evangelist Lukas (9, 25), wenn er die ganze Welt gewinnt, dabei aber sich selbst verliert und Schaden nimmt?

1.3 Die Zurichtung des Jungen zum Mann

Um Jungensozialisation bzw. Männerzurichtung zunächst erklärbarer zu machen, möchte ich mit der Bezugsebene "Männerwelt" beginnen, weil sie unsere gesamte Lebenskultur durchdringt und beherrscht. Betrachte ich von dieser Position her Jungensozialisation als Männlichkeitszurichtung, dann sind eben auch Väter und Mütter letztendlich nichts anderes als Transporteure dieser Lebenskultur, wenn auch auf je unterschiedliche Weise. Männerbiographien und Studien belegen, daß dem auf Jungen täglich einstürmenden Bombardement männerweltlicher Gegebenheiten, Orientierungen und Anforderungen, egal ob durch Mutter, Vater, Onkel oder Tante, Lehrer oder Kindergärtnerin, Freunde, Straße oder Medien vermittelt, bei der Konstruktion und Aneignung männlicher Identitäten erstrangige Bedeutung zukommt. In der Auswertung ihrer Männerstudie wird dies auch von der Sozialwissenschaftlerin und Feministin Constance Engelfried bestätigt, die feststellt, das in Bezug auf die männliche Sozialisation den Beziehungen zu Jungen und Männern höchste Priorität zugestanden werden muss, da in unserer Gesellschaft traditionell-männliche Werte dominieren (Engelfried, 1997, 2000). Dabei handelt es sich immer um einen mitunter zerreißenen Prozess zwischen der Anpassung an die herrschende Männernorm und dem (heimlichen oder offenen) Widerstand dagegen, zwischen der Hoffnung auf Dazugehörigkeit und Entwicklung und der Hinnahme von Lebensbehinderungen, Enttäuschungen und Niederlagen.

Über Weicheier und Muttersöhnchen

Ich möchte zunächst als Denkvoraussetzung den Aspekt "Selbstbeziehung" bzw. "Selbstidentität" kurz erläutern. Das grundlegende Entwicklungsinteresse des Kindes ist darauf ausgerichtet, im Interesse der Verringerung seiner Ausgeliefertheit mehr Selbstverfügung im Kontext seiner Daseinsumstände zu erlangen, also das herzustellen, was in der Psychologie oftmals als Selbstidentität oder kurz als Selbst bezeichnet wird. Die Struktur nun dieser unserer im Austausch mit der uns umgebenden Lebenswelt (Wertmaßstäbe, Denkweisen, Haltungen, Gewohnheiten, usw.) erworbenen Selbstbeziehung stellt das grundlegende innere Arbeitsmodell dar, das wir in allen Lebensverhältnissen unaufhörlich und oftmals unbemerkt wiederholen. Diese Beziehung zu uns selbst, wie auch immer sie geartet ist, müssen wir uns als eine Art Folie vorstellen, die in allen unseren Lebensverhältnissen durchschimmert, sich

durchsetzt, und in der sich zugleich mehr oder weniger diejenigen Denkstandards verdeutlichen, durch die unser Leben bestimmt ist .

Formuliert man aus diesem Denkansatz einen Maßstab für Lebensentwicklung, so lautet dieser konkret etwa folgendermaßen: In dem Maße, wie ich eine bewusste und akzeptierende Beziehung zu mir selbst zu lernen imstande bin, in dem Maße kann es mir gelingen, meinen Standort in der Welt selbstverfügend und kooperativ immer wieder neu zu bestimmen. Je weniger ich das kann, je mehr ich in vorgefertigten Rollen, in vermeintlicher oder wirklicher Fremderwartung verschwinde, desto fremder bleibe ich mir, desto mehr beginne ich mich zu verleugnen, desto eher bin ich bereit, mich verheißungsvollen Ideologien zu unterwerfen, und desto schwerer wird es mir fallen, meinen Standort in der Welt von mir her zu bestimmen, mich auf Kooperation und Offenheit einzulassen. In dieser Verfehlung meiner selbst lerne ich umso mehr keine Verantwortung für die Inszenierung meiner Lebensaufführung, für meine Gefühle und Gedanken, sowie für deren Folgen und Wirkungen zu übernehmen, je mehr ich mich an fremden Mustern und fixen Ideen zu orientieren suche. So bleibe ich festgenagelt an die selbstabwehrende Denkweise, die anderen seien schuld an meinem Unglück oder auch verantwortlich für mein Glück; sie sollen mir zu leben ermöglichen. Der Schweizer Psychotherapeut Arno Gruen nennt diesen Prozess den Verrat des Menschen an sich selbst. In ihm sieht er eine zentrale Quelle von Unmenschlichkeit und Gewalt. Der Hass, so Arno Gruen, den ein Mensch gegen einen anderen richte, sei der Hass, den ein Mensch gegen sich selber habe (Gruen 1986). Auf diese Weise halten wir nicht nur uns selbst in Fremdorientierung und Selbstverleugnung gefangen, in Ermangelung unserer Selbstmächtigkeit sind wir zugleich in autoritativen Machtstrukturen gut einbindbar, in denen es darum geht, sich anderer zu bemächtigen bzw. von anderen bemächtigt zu werden.

Auf dem Hintergrund dieses hier kurz skizzierten Ansatzes lässt sich wohl das mögliche Drama erahnen, das zur Aufführung kommen kann, wenn das Identitätsziel heißen soll: ein richtiger Mann sein zu müssen. Häufige Reaktionen auf die einfache Frage, was das denn nun sein soll, in überwiegend von Frauen besuchten Fortbildungskursen waren: verlegenes Schweigen, eigenartiges Gekicher, Gelächter, seltsame Bemerkungen, abwehrende und ironische Behauptungen und bestenfalls wundersame Wünsche, herrliche Träume, wie wohl dieser richtige Mann beschaffen sein sollte. Was aber oftmals dabei zu ungenau bleibt, möglicherweise auch beschönigt, idealisiert oder verteufelt wird, das ist der Standard "richtigen Mannseins" im Sinne des vorherrschenden Männer-Leitbildes, nach dem sich der Junge zunächst auf Gedeih und Verderb zu strecken hat.

In unserem Jungenprojekt in Berlin haben wir die folgenden, viel gebrauchten Negativetikettierungen hierfür gesammelt bzw. aus dem Internet unter dem Titel "Warmduscher-ABC" aufgeschnappt:

Weichei, Heulsuse, Muttersöhnchen, Memme, Schlappschwanz, Schwächling, Angsthase, Waschlapfen, Warmduscher, Schattenparker, Sitzpinkler, Ampelgrüngänger, Dankesager, Blümchenpflücker, Entenfütterer, Fallschirmbenutzer, Eincremer, Haltbarkeitsdatumsbeachter, Frauenversther, Kondomeinmalbenutzer, Büffetansteller, Sockenwechsler, Entschuldiger, Angorawäschräger, Frischluftatmer, Lebensplaner, Mülltrenner, Nach-drei-Bier-Kotzer, Muttküsser, Pfandflaschenzurückbringer, Unterhosenwechsler, Zufrühkommer, Kantinentablettzurücksteller, Du Mädchen, und Du willst ein Junge sein, lass Dir ja nichts gefallen, rei Dich zusammen, Du bist ja gar kein richtiger Mann ...

Was versucht wohl ein Junge alles, wonach streckt er sich, um auf keinen Fall, unter gar keinen Umständen auch nur in die ahnungsvolle Nähe dieser Etikettierungen zu geraten? Sehen wir uns jedes einzelne Wort genau an, dann stellen wir fest, dass jede dieser Bezeichnungen Gefühle enthält, die unvermeidlich zum Leben, zur Lebensunterstützung dazu gehören.

Zum Beispiel Memme, Angsthase: Das Gefühl der Angst ist eine Stellungnahme zum Leben, die uns ermöglicht, überleben zu können. Ein Lebewesen ohne Angst stirbt. Oder Schlappschwanz, Waschlapfen, Weichei: Schwach und hilflos zu sein, nicht immer stark sein, nicht immer alles meistern zu können, das sind zum Leben gehörende Gefühlsstellungennahmen, die uns sagen, das uns jetzt etwas nicht so gut gelingt, wir vielleicht Hilfe brauchen oder andere Zugänge suchen müssen. Oder Muttersöhnchen: Jungen sind selbstverständlich noch ganz nahe bei der Mutter, brauchen ihre Hilfe, um leben zu können, aber es darf nicht herauskommen.

Die Unzahl der vielen neuen Bezeichnungen war für uns überraschend, wie etwa Schattenparker, Warmduscher, Sitzpinkler usw., die durchgängig Fähigkeiten der Fürsorge, Rücksichtnahme, Pflege, Sorgfalt und Zugewandtheit lächerlich machen und Härte, Durchhaltevermögen und Selbstmissachtung idealisieren. Dass sie uns zum Lachen reizen, könnte möglicherweise nicht nur unsere Abwehr einer durch sie angeregten Selbstenttarnung, sondern vielleicht auch Schritte zur Überwindung andeuten.

Im Jungenleben gehören solche Etikettierungen jedenfalls zum selbstverständlichen Bestandteil alltäglicher Erfahrungen. Jungen denken über deren Fragwürdigkeit noch nicht nach, geschweige denn, dass es ihnen sofort gelingen könnte, sich von ihnen unabhängig zu denken. Nein, sie versuchen ihnen entweder zu entkommen oder, so gut es geht, zu entsprechen. Die Gefahr, als Weichei stigmatisiert, beschimpft und lächerlich gemacht zu werden, lauert überall, wie auch das angenehme, stolze Gefühl der Anerkennung, wenn es dem Jungen endlich einmal gelingt, als ein "richtiger Junge" zu gelten, weil ihm ein schmutziger Witz, eine bloßstellende Bemerkung gegenüber anderen Jungen oder Mädchen oder etwas anderes Tollkühnes einfiel. Der amerikanische Sozialpsychologe Roy Baumeister (Cleveland) stellt fest, dass das "heute wohl stärkste Motiv der Menschen das Bedürfnis nach Zugehörigkeit ist. Sie möchten Teil einer Gruppe oder Gemeinschaft oder eines größeren Ganzen sein, mit anderen Menschen in Verbindung sein." (Psychologie Heute, Jan.2000). Nicht herausfallen also, dazugehören, als ein "richtiger Junge" gelten - das sind drängende, unumgehbare Motive im Jungenleben. Wesentlich prägen sie im Spannungsbogen zwischen der Suche nach erfolgreichen Demonstrationen scheinbarer Abgebrühtheit, Härte und Unerschütterlichkeit und der befürchteten, beschämenden Bloßstellung ängstlicher und empfindsamer Gefühlsstellungen die Entwicklung der Lebens- und Denkweisen der Jungen.

Auch wenn die eingangs dargestellten Etikettierungen als scheinbar überholt, antiquiert und auch ignorierbar erscheinen mögen, letztendlich sind sie Zeichen für Lebenslernprogramme, denen sich Jungen zunächst kaum entziehen können: die vielfache Verknüpfung eigentlich lebenserhaltender Gefühlsstellungen mit negativen Bewertungen. Was aber mit wütender Verachtung, zynischer Lächerlichmachung und ängstlicher Abwehr hier tatsächlich niedergehalten werden soll, sind viele eigene Gefühle, denen allerdings das unangenehme Problem anhaftet, unauflösbarer Teil unseres Lebensrepertoires zu bleiben.

Die Auflösung dieses Dilemmas beginnen sich viele Jungen und Männer dann u.a. im Beziehungsrückzug, in Einsilbigkeit, im Schweigen, im Verschlossenheit, in Distanz oder auch aggressiver Abwehr von Nähe und Empfindsamkeit zu erhoffen. Das kann bedeuten, daß Jungen zu lernen beginnen, überall und nirgends zu Hause zu sein, sich von einem in den jeweils nächsten Rückzug zu flüchten, um endlich Entlastung, Schonung, Schutz, Freisein von Anpassung, Enttäuschung und Selbstferne zu finden. Auf diese Weise lernen Männer sich doppelt einsam zu machen: durch ihre Überlegenheits- und Unerschütterlichkeitsattitüde auf der Weltbühne und durch ihre vielfach praktizierte Rückzüge ins Schweigen und in die Verschlossenheit, um sich aber auch dort dann fern den übermächtigen Selbstanforderungen und Enttäuschungen eventuell der Hoffnung auf den nächstmöglichen verheißungsvollen Größenauftritt hinzugeben. Egal, ob und wie nun jeweils diese Weltbühnenauftritte oder Rückzüge praktiziert und gelernt werden, schwerlich nur lernen Jungen hier und dort achtungsvoll mit sich selbst zu leben. Diese Unmöglichkeit, diese Ausweglosigkeit kann Gefühlsstellungen der Verzweiflung, Abgeschiedenheit, Vereinsamung und des Unglücks bei Jungen hervorrufen, die wiederum versteckt gehalten werden müssen.

Jungenidole - Männerphantome - Heldenspiele

Bei der Suche nach typischen Jungenidolen fällt auf, dass sich die Härte-, Kampf- und Kriegervariante scheinbar überaus stabil und hartnäckig erhält, und zwar trotz aller Emanzipationsbestrebungen und Bemühungen um die Verbreitung unkriegerischer, humanistischer und pazifistischer Ideale in den letzten hundert Jahren.

Namentlich fielen uns in unserem Berliner Jungenprojekt hierzu ein:

Superman, Batman, Tarzan, Robin Hood, Frauenheld, Bud Spencer, Robinson, Karate-Tiger, Terminator, Zinnsoldaten, Zorro, Prinz Eisenherz, Revolverheld, Ledernacken, Artus, He-Man, Power-Ranger, Winnetou, Sportskanone, Siegfried, Mordskerle, Che Guevara, Ritter, Cowboys, Arbeiterheroen, John Wayne, Hulk Hogan, Robocop, Gipfelstürmer ... -

Viele dieser modischen Superhelden halten allerdings heutzutage nicht mehr lange durch. In immer kürzeren Abständen werden zugunsten des Geschäfts immer wieder neue Figuren kreiert. Was aber die alten und die neuen Helden vergleichbar macht, das sind ihre heldischen Eigenschaften: stark, überlegen, siegreich, klug, mutig, geschickt, einsam, schweigsam, oftmals auch kriegerisch, gewalttätig oder gewaltbereit, mehr oder weniger cool und gefühlsarm oder zumindest Beherrscher der eigenen Gefühle, unangreifbar, mitunter mädchen- und frauenfeindlich.

Der allbekannte Terminator beispielsweise scheint zunächst wie eine auf die Spitze getriebene Männerfantasie jenseits der Wirklichkeit zu sein. Er hat nichts mehr, was menschlicher Schwäche nahe kommt. Auffällig sind vor allem die Verbindungen von Mensch und Maschine zu unaufhaltbaren

Männer-Kampfmaschinen. Das Männliche kommt vielfach als der einsame, mutige, schweigsame, technisch hochgerüstete und versierte Krieger daher, der das Böse schließlich besiegen kann. Mitunter allerdings werden auch Frauenheldinnen in dieser wundersamen Lebensweise vorgeführt.

In einer Untersuchung des nordrhein-westfälischen Gleichstellungsministeriums über männliche Leit- und Leidbilder in der Kinder- und Jugendliteratur wurde festgestellt, daß bis heute Jungen auf der Suche nach Identifikationsfiguren immer noch auf die Rambos und Terminators zurückgreifen. Weiterhin würde auch heute noch überwiegend das Rollenbild des starken und überlegenen Mannes vermittelt. Die Kölner Kontakt- und Informationsstelle gegen sexuellen Missbrauch an Mädchen und Jungen, "Zartbitter e.V.", die im Auftrag des Ministeriums den Büchermarkt durchforstete, fand es ausgesprochen schwierig, alternative Darstellungen zum traditionellen Männerbild zu finden. Solche Darstellungen bleiben wohl, wie im wirklichen Leben, eher Ausnahmen. Besonders erschreckend sei allerdings, daß manche Jugendbücher, die ein eher differenziertes Jungenbild präsentieren, dies zugleich mit massiver Mädchenfeindlichkeit verknüpften (Frankfurter Rundschau 19.11.97).

Nun geht es mir nicht etwa nur um eine Verteufelung dieser martialischen Idole, sondern ich möchte begreifbarer machen, was da im Kopf des Jungen los ist, wozu er diese Helden braucht. In Fortbildungen haben wir oftmals diese "Dinger" in die Hand genommen oder Filmausschnitte angesehen, um uns ein eigenes Bild zu machen, die eigenen Gefühlsstellungen hierzu wahrzunehmen und zu diskutieren. Es war reichlich seltsam und gerade für viele Frauen unangenehm, ja sogar widerlich, diese muskelbepackten Männerkolosse zu berühren, sich brachiale Gewaltorgien anzusehen, Pistolen abzuschießen, mit Maschinengewehren auf die Nachbarin zu zielen oder irgendwelche Aliens per Knopfdruck in die Luft zu jagen. Das also sind die Puppen der Jungen, mit denen sie ihre Rollenspiele inszenieren, aber es sind gleichzeitig auch ihre Kuschtiere, die ihnen durchaus als Begleiter, Tröster und Helfer dienen können!

Sicher scheint all das, was mit diesen Figuren und in diesen Geschichten passiert, ziemlich fantastisch und unrealistisch zu sein, nicht anders wie das, was in den alten Märchen passiert. Aber diese Sicht wäre gerade für die Pädagogik eine sehr eingeschränkte Auffassung von Realität. Denn das, was sich im Kopf der Jungen an Hoffnungen, Illusionen und Größenfantasien abspielt und sich mit diesen Idolen und Geschichten verknüpft, ist eben auch Realität, Denkreality, auf die Pädagogik unumgänglich Bezug nehmen muss. Auf diese Weise versuchen Jungen, sich das begehrte Mannsein zu erspielen, Männlichkeitsbilder auszuprobieren und zu demonstrieren, sich gegenüber dem "Weiblichen" abzugrenzen, Ängste und Enttäuschungen zu bewältigen. "Schau mal, was ich alles kann, wie stark und mutig ich bin, wie wenig Angst ich habe, wie gut ich das Böse besiegen kann" - das präsentieren sie uns. Und das können wir ihnen nicht immer nur verbieten oder lächerlich machen, zumal ja ein paar dieser begehrten Heldeneigenschaften, wie etwa Mut, Kraft, Ausdauer, Durchhaltevermögen usw. auch ausgesprochen lebensbereichernd sein können. Dennoch bleibt hierbei die Bewertung richtig, daß mit diesen Idolen ein Männerbild der Stärke und Gewalt, des Kriegers und Siegers, der Tabuisierung von Schwäche und Angst vermittelt wird. Und es ist sicherlich auch Ausdruck des Mangels an greifbaren wirklichen Männern im Leben der Jungen, der diese Idole für sie so wichtig macht.

Marianne Dittmann stellt zu diesem Thema fest: "Aber schaue ich mich auf Spielplätzen, in Kindergärten, Horten und Schulen um, dann sehe ich dort überall Frauen geradezu verzweifelte Kämpfe mit kleinen Jungen führen, die zum Stock greifen, wenn ihnen die Pistole entwendet wird. Nimmt ihnen die fortschrittliche Pädagogin in gutem Glauben an das Ziel ihrer Erziehung den Stock weg, dann beißen sie aus dem Frühstücksbrot eine Pistolenform. Warum Pistole? Weil sie der sich gefährdet fühlenden Identität eines Knaben scheinbare Unverwundbarkeit verspricht. Und das es eine Waffe sein muss, liegt nicht an den Kindern, sondern an dem, was in unserer Gesellschaft einen besonders hohen Stellenwert hat, auch wenn wir uns das ungerne eingestehen." (Büttner/Dittmann, 1992).

Ob im alten oder neuen Gewand, Männlichkeitsvorlagen solcher Art stellen nach wie vor ein bedeutendes Lernfeld dar, in dem Jungen einerseits mit den ihnen nahegelegten und sie bedrückenden Männlichkeitsüberforderungen umzugehen versuchen und andererseits zugleich Schritt für Schritt diejenige Denkweisen einüben, die als männlich akzeptiert und erfolgreich scheinen. Gewissermaßen mitgeliefert wird in diesem Lernfeld das Verbergen vieler Gefühle, die Konstituierung einer Unerschütterlichkeitsmaske, die Blockierung von Offenheit, Nähe und Vertrauen zu sich und anderen.

In diesem Lernfeld den Idealen des "Mordskerls mit Eiswasser in den Adern" irgendwie doch noch entsprechen zu können, das ist eine Erfahrung, die wiederum an eine Vielzahl von Gefühlen wie Angst, Ausgeliefertheit, Hilflosigkeit und Enttäuschung geknüpft ist. Gerade diese aber dürfen auf

keinen Fall herauskommen, am besten wäre es, sie verschwänden. Wie Sisyphos muss der heranwachsende Junge etwas vollständig Unmögliches zuwege bringen. Er muss unter Beweis zu stellen versuchen, daß er kein kleines hilfsbedürftiges Kind ist und daß er nichts Weibliches an sich hat, also vor allem keine Gefühle hat und braucht, obgleich sich diese in ihm immer wieder unnachgiebig zu Wort melden. Der "kleine Mann" muss irgendeinen Weg suchen, um mit diesem Dilemma fertig zu werden. Er spielt - zum Beispiel Krieg, mächtig sein, siegen können. Er versucht mit dem Spiel sich ein kleines Stück Entlastung und Handlungsmöglichkeit zu schaffen. Obgleich er eigentlich heraus will, spielt er sich gewissermaßen hinein in die überall bereitstehende Illusion von der Überlegenheit des harten Kriegers und coolen Helden, weil ihm wohl kaum etwas anderes übrig bleibt. Er ist ja noch klein, möchte eigentlich nicht immer so sehr gegen sich und andere wüten, aber es scheint, als wüssten er und die anderen keinen Ausweg. Jede auch nur ahnbare Schwäche bei sich und anderen, das Nahekommen seines Alleingelassenseins, seiner Kleinheit und Ausgeliefertheit versucht er mit Händen und Füßen abzuwehren.

Im Verlauf eines Prozesses, den der amerikanische Jungenforscher Pollack als gesellschaftliche Abhärtung durch Scham bezeichnet, wird heranwachsenden Jungen immer wieder suggeriert, sie müssten sich ihrer eigenen Gefühle schämen. Diesem Prozess liegt die Vorstellung zugrunde, daß Jungen lernen müssen, ihre Gefühle zu kontrollieren, wenn sie zu "echten", durchsetzungsstarken und unabhängigen Männern werden wollen (vgl. Pollack 1998, 24). Gefühle stellen aber überlebensnotwendige Potentiale dar; sie fungieren als erkenntnisleitende und entscheidungsvorbereitende Stellungnahmen zum Leben. Wenn wir sie fürchten lernen, dann lernen wir eben auch nicht, mit ihnen zu leben, sie zu verstehen, sie mit unseren sie auslösenden und durch die Männerwelt uns nahegelegten Denkweisen in Verbindung zu bringen. Auf diese Weise kann Junge und Mann nicht lernen, für sich zu sorgen, für sich verantwortlich zu sein.

"Es fängt an mit der Angst ... vor der Hilflosigkeit," so der Psychotherapeut Arno Gruen, "eine Angst, so groß, daß wir die Hilflosigkeit meiden, die den Beginn unseres Menschseins charakterisiert, anstatt sie anzunehmen und sie in unser Erleben zu integrieren. Mit der Ablehnung dieser fundamentalen menschlichen Eigenschaft verblasst für viele Männer das Leben zu einer Farce"...."Ein Selbst, das vor der Hilflosigkeit davonläuft, kann nur sehr beschränkt Teile seines inneren Geschehens erfahren. Es kann nicht mit seinen eigenen Schrecken und Unsicherheiten umgehen, kann sie nur negieren durch Verachtung und der Jagd nach Unverwundbarkeit. (...) Diese Jagd führt zu Paranoia, Abwehr, Säbelrasseln und zum Wahnsinn des Wettrüstens" (Gruen 1986, 93 u. 98).

Diejenige Struktur, die aus der Verknüpfung von Wahrnehmung, Denken und Fühlen handlungs- und erkenntnisermöglichende Lebenspotentiale entwickelt, verkehrt sich geradezu in ihr Gegenteil: Da ich meine Gefühle zu verleugnen suche, indem ich Situationen zu meiden bemüht bin, die sie auslösen könnten, gelingt es mir auch nicht mehr, meine mit ihnen verknüpften Denkweisen in der Weise kritisch zu hinterfragen, wieweit ich mich mit ihnen und durch sie aktiv der herrschenden Männer selbstvergewaltigung bereits längst ausgeliefert habe. Anders gesprochen, Männer lernen von Jungen bein an, ihren Gefühlen nicht mehr zuzuhören. Sie können ihnen nicht mehr erzählen, was sie mit sich machen, was andere mit sich machen, was sie mit sich machen lassen und wie sie fleißig daran mithelfen, diese Männerkaserne am Leben zu erhalten. Die ursprüngliche Angst vor Ausgrenzung wird so zur Angst vor den eigenen Gefühlen, deren mögliches In-Erscheinung-Treten mit Ausgrenzung und Bloßstellung verknüpft wird und die daher als eigentliche Quelle des individuellen Leidens erscheinen.

Angst vor Bloßstellung - Angst vor Schamgefühlen

In seinem Buch "Richtige Jungen" nennt Pollack vier Gebote des männlichen Verhaltenskodex:

- * Sei unbeugsam wie eine Eiche!
- * Zeig ihnen, wer Du bist, gib`s ihnen!
- * Sei besser als die anderen!
- * Gib Dir nur ja keine Blöße!

Auch diese Merkmale deuten darauf hin, daß männliches Leben, Männerzurichtung, letztendlich bis heute vielfach mit "kriegerischen" Eigenschaften wie Unbeugsamkeit, Härte, Konkurrenz, Feindseligkeit, Selbstverachtung verknüpft ist, deren erfolgreiches Erlernen im sogenannten zivilen Leben als unauffällig und selbstverständlich erscheint und deren Anwendung auf vielfache Weise belohnt wird.

Vor allem das letzte Gebot, so Pollack, sei das eigentliche große Problem in der Jungenkindheit. Das Unterbewusstsein der Jungen sei so präzise darauf eingestellt, jeden Hinweis auf einen möglichen "Gesichtsverlust" zu melden, dass sie alles tun, um das Gefühl der Scham zu vermeiden (Pollack 1998, 49). Schon die leise Ahnung einer möglichen Bloßstellung beginnen Jungen in der Weise zu beantworten, daß sie den als potentiellen Bloßsteller gedachten Anderen möglichst zuvorkommen

suchen, also ihrerseits bloßstellen und niedermachen. Oder aber sie versuchen, Unerschütterlichkeit vorzugaukeln oder sich aus dem Staub zu machen. Diese Art einer dauerhaften Bedrohtheitsanspannung bedeutet, sich permanent auf einen vermeintlichen oder wirklichen Angriff vorzubereiten bzw. sich in einer Art Dauerspannung dem möglichen Angriff oder der Bloßstellung gegenüber festzuhalten. Kein Wunder, daß Jungen unter Strom zu stehen beginnen, immer auf der Hut zu sein lernen, - eine Art "Stand-by-Syndrom", auf die immer und überall befürchtete Bloßstellung wie auf einen Angriff gepolt. Und wohin nun mit dieser Daueranspannung?

Hier liegt nach meiner Auffassung der Kernpunkt für die vielen immer bewegten, immer angespannten und aggressiven Jungen (und Männer). Der Prozess reicht aber noch viel weiter. Denn wenn nun Teile der eigenen Gefühle fürchten gelernt werden, weil sie dauernd die Gefahr heraufzubeschwören scheinen, sie könnten zum Vorschein kommen und die Jungen dem Spott, der peinlichsten Blamage und den befürchteten Scham- und Enttäuschungsgefühlen ausliefern, dann müssen sie sogar gegen sich selbst in Habachtstellung gehen, auf der Hut sein. Sie beginnen, sich gegen sich selbst, vor allem gegen ihre sich scheinbar überall und immer bedrohenden Scham- und Selbstenttäuschungsgefühle zur Wehr zu setzen.

Sich selbst verleugnen lernen

Traditionelle Männerzurichtung kann somit auch als ein Prozeß zunehmender Selbstverleugnung begriffen werden, verbunden mit immer zahlreicheren Vermeidungsstrategien gegenüber Situationen, die die mit Scham verknüpften Gefühlsstellungen auch nur ahnbar auszulösen imstande wären. Der Grundgedanke, von dem sich Jungen auf ihrem Weg in die Männlichkeit mehr und mehr abhängig machen, heißt also: Was kann ich alles machen, um in der Welt, sprich: unter Menschen, nicht als hilflos, schwach und unsicher zu erscheinen. Hier steigen Jungen in die "Tretmühle" der Männlichkeiten ein. Und alles weitere, etwa Hoffnungen auf Größe, Beifall und Zustimmung sowie die hieran geknüpften Erfahrungen von Selbstenttäuschungen, von Unglück, Flucht, Abweisung, Wut, Trotz und bitterer Selbstanklage sind Bestandteile dieser "Tretmühle", wirksame Bausteine des Festgehaltenseins darin.

Eine der härtesten Auswirkungen dieses Denksystems sehe ich in dem Verlust von Kooperation und Freundschaft. Die Anstrengungen der Jungen müssen sich immer wieder auf neue darauf richten und darin erschöpfen, Größe und den Beifall der Anderen zu erringen, also noch mehr desselben, noch mehr Entfremdung, noch mehr Näheverlust, um sich nicht beschämt zu fühlen - ein Teufelskreislauf.

Zwei zentrale Widerspruchserfahrungen spielen in diesem Mannwerdungsprozess eine große Rolle. Erstens ist hier der Spagat der Jungen zwischen der von der Frauen- und Pädagogenwelt geforderten Norm und Lebensweise und dem männlichen Verhaltenskodex zu nennen. Viele Klagen in Kindertagesstätten und Schulen bestätigen gerade diese Zerrissenheitserfahrung, der Jungen unweigerlich ausgesetzt sind. Verhalten sie sich so, wie es von vielen Frauen und Pädagogen oder von der Mutter gefordert wird, dann müssen sie in der Männerwelt Bloßstellung und Ausgrenzung befürchten. Umgekehrt müssen sie mit Sanktionen und Abwehr rechnen, wenn sie sich in der von Frauen dominierten Alltagswelt nach den Mustern der Männerwelt verhalten.

Zweitens müssen die Jungen versuchen, mit dem Widerspruch zwischen ihrem Selbst und ihrer Behauptung auf dem Platz der Männer zurechtzukommen. Erstes und unbedingtes Gebot des heranwachsenden Jungen ist es, auf diesem Platz der Männer sich als Mann um jeden Preis behaupten zu lernen. Gleichzeitig aber wirkt ein anderes, inneres Gebot ebenso mächtig, nämlich dasjenige, sie selbst sein zu wollen. Wenn beides auseinander zufallen droht, was dann? Diese Zerrissenheit der Jungen ist schon früh spürbar. Das eine will nicht zum anderen kommen, oder das eine entfernt sich immer mehr von dem anderen, weil das Ich-Selbst-Sein mehr der Frauenwelt zu entsprechen scheint und selbstfremdes Mannsein Anerkennung und Erfolg, aber auch Gemeinschaft und Freundschaft verheißt.

Diese Zerrissenheitserfahrungen, in denen sich Männerzurichtung vollzieht, scheinen nur dadurch lösbar zu sein, daß die Jungen bzw. Männer lernen, den Weg zu sich selber anzutreten, das heißt, Selbstsorge und Einfühlung nicht weiterhin aus ihrer Lebensgestaltung auszuschließen.

Die Psychotherapeutin Marga Kreckel schlussfolgert in ihrem Buch "Macht der Väter - Krankheit der Söhne": "Das Streben nach wahrer Männlichkeit hat ... einen hohen Preis: einsamer Schmerz; Abschottung gegen alles Weiche in der eigenen Person; persönliche Distanz, um die Illusion der eigenen Stärke vor sich und vor anderen aufrechterhalten zu können. Daraus resultiert fast zwangsläufig sowohl die Unkenntnis der eigenen Person als auch ein mangelndes

Einfühlungsvermögen in andere, kurz, eine bedrohliche Fremdheit, die die wechselseitige Distanz wiederum erhöht. Ein Teufelskreis!" (Kreckel 1997, 42).

In diesem Teufelskreislauf aber besäßen Männer zugleich die Möglichkeit, sich dasjenige bewusst zu machen, was sie auf unterschiedlichste Weise vor sich selbst zu verbergen versuchen. Die Gefühle der Enttäuschung, Scham und Wut, die Männer von Jungenbeinen an in diesem Prozess zunehmender Selbstabwehr begleiten und lähmen, können auch als Warnsignale wahrgenommen werden, diese Lebensweise nicht weiterhin hinnehmen zu wollen. Beschämt, enttäuscht und wütend könnten Männer nämlich auch darüber sein, wie sehr sie sich von sich selber abzuwenden und in Stich zu lassen bereit waren und sind und wie sehr sie dann auch ihre Söhne, die Jungen ebenso gut in Stich lassen und also dasjenige an ihnen wiederholen, was ihnen wiederfahren ist und was sie mit sich selbst zu machen gelernt haben.

1.4 Beziehungs- Lernsystem Mutter - Sohn

Im folgenden möchte ich in Kürze diejenigen Lernprozesse skizzieren, die innerhalb des Beziehungsgeschehens zwischen der Mutter und dem Sohn zu dessen Mannwerdung beitragen. Viele einzelne Prozesse werden dabei dem Beziehungsgeschehen ähnlich sein, das sich in der Kindereinrichtung zwischen den Erzieherinnen und den Jungen abspielt.

Auch hier geht es mir u.a. darum, Aspekte der Entwicklung traditioneller Männlichkeit beim Jungen aufzuzeigen. Wenngleich auch Mütter an diesem Teilaspekt einer eher restriktiver Lebensentwicklung bzw. Lebensbehinderung der Jungen beteiligt sind, so ermöglichen sie unter Umständen aber zugleich auch wichtige lebenserweiternde, der aggressiven Ausrichtung der Mannwerdung entgegenstehende und diese überwindende Lernprozesse. Die häufig gerade in der amerikanischen Männer- (und mitunter auch Frauen-) Literatur anzutreffende Mystifizierung der Frau-Mutter zum Beispiel als alles sich einverleibende, überlebensgroße Schattengestalt, Erdmutter, Göttin, Weltbeherrscherin usw., die angeblich die Söhne in angstvolle Abhängigkeit versetze und zur Abwehr alles Weiblichen zwingt, damit Mann endlich zu sich kommen könne, halte ich für realitäts- und erkenntnisfern. Möglich, daß eine Konstruktion solcher Erklärungen auch nur wieder die Funktion hat, kritische auf die bestehenden Geschlechterverhältnisse bezogene Selbst- und Welterkenntnis zu verhindern. Mich interessiert hier der nüchterne Zugriff auf real verlaufende Lebenlernprozesse des Jungen in seinem Verhältnis zur Mutter, die sich im Spannungsbogen zwischen behindernder und erweiternder Selbst- und Weltaneignung vollziehen.

Trennung vom Mütterlichen

Kein Zweifel, Mütter sind bekanntlich unsere ersten Lehrmeisterinnen, für Mädchen wie für Jungen. Von ihnen lernen wir, Gefühle wahrzunehmen, zum Leben Stellung zu nehmen, zu fühlen, zu beurteilen, uns selbst nahe sein und uns einfühlen zu können. Wir lernen zunächst ihre Art des Lebens, daran führt kein Weg vorbei. Es sind zugleich die Lebensphasen größter, ja unentrinnbarer Abhängigkeit der Kinder von der Umsichtigkeit, Fürsorge, Aufmerksamkeit und Tatkraft der sie versorgenden Erwachsenen, und das sind in unserer Lebenskultur bis heute in aller Regel die Mütter.

Jedoch machen Jungen nun im Alter von 3 bis 5 Jahren eine unvermeidliche Entdeckung, die unter Umständen nachdrücklich und folgschwer sein kann. Sie gehören einem anderen Menschentypus, ja sogar einer anderen Welt an, müssen irgendwie etwas anderes sein, wie auch immer, jedenfalls anscheinend gerade nicht das, was die Mutter ihnen präsentiert.

Die Lösung vom ursprünglichen Mutterland bezeichnet Pollack als eines der frühesten und eingreifendsten Entwicklungserlebnisse von Jungen (Pollack 1998, 57). Diese vollzieht sich je nach Lebensumständen mehr oder weniger rigoros als Abgrenzung und Rückzug vom Mütterlichen und zugleich als Neuorientierung unter den zunehmenden Eindrücken männerweltlicher Gegebenheiten. Mitunter wird von einem Identifikationsbruch gesprochen, mindestens jedoch müssen Jungen Teile ihrer ursprüngliche Identifikation mit der Mutterwelt aufzugeben bzw. abzuwehren versuchen. Mit diesem Abgrenzungsprozess ist unauflöslich die Suche danach verknüpft, was das nun ist, dieses andere, dem sie angehören.

Erzieherinnen äußerten in Beratungen und Fortbildungen immer wieder erstaunt und betroffen, wie nahe und freundlich sich mitunter ihr Verhältnis zu dem mittlerweile "kindertagesstätten- und schulweit" bekannten und gefürchteten Problemjungen gestaltet, wenn sie mit ihm für eine kurze Zeit alleine waren. Auf natürliche und liebevolle Weise konnte Austausch und Begegnung gelebt werden. Dann aber konnte sich die Situation massiv verändern, geradezu umstülpen, wenn plötzlich andere

Kinder, vor allem andere Jungen in das Zimmer kamen. Es schien so, als würde nun die Welt hinzutreten, als sähe dieser Junge nun diese Welt auf sich zu kommen. Und jetzt erteilte "es" ihm, er erschien wie umgewandelt, nicht mehr wiederzuerkennen. Plötzlich begann er, den Angeber, den großen King herauszukehren, zu rennen, zu fuchteln, davon zu trampeln. Und war dann weg, nicht mehr zugänglich. Es schien, als würde sich da bei ihm blitzschnell eine Art Programm einklinken: Jetzt muss ich dringend wieder enorm großartig, bedeutungsvoll, heldenhaft und siegreich sein, eben dieser anderer, dem ich doch so gerne gleichen will.

Mit dem Eintritt in die Kindereinrichtung betreten Jungen die Welt, in der sie die nach und nach von ihnen vermutete Männlichkeit unter Beweis zu stellen versuchen. Bereits hier drängt sich uns ein Problem auf, dessen weitreichende Lebenszusammenhänge mitunter zu vorschnell auf individuell-psychologische Erklärungen reduziert werden. Unauflösbar ist der in diesem Alter bereits sichtbar werdende Lösungsversuch des Jungen vom Mütterlichen mit dem Ankommen auf dem Platz der Männer verknüpft. In diesem Lernfeld spielt sich immer beides zugleich ab: Ich muss versuchen, den männlichen Lebensmustern zu entsprechen, und ich muss mich aus der mütterlichen Umarmung befreien, von der Geborgenheit bei der Mutter Abschied nehmen. Aus diesem doppelten Gefordertsein erwächst vielen Jungen ein hohes Maß an Überforderung und Desorientierung, an Hilflosigkeit und Alleingelassensein. Sie fühlen sich in keiner der beiden Welten mehr zu Hause, zumal das neu zu gewinnende Mannsein zwar verheißungsvolle Reichtümer verspricht (und dieses Versprechen dann kaum zu halten vermag), aber eben nur im Ausschlussverfahren, das heißt auf Kosten der bisher in der Beziehung zum Mütterlichen angeeigneten Fähigkeiten und Haltungen. Und gerade hierzu gehören zum Beispiel Selbstnähe, Emotionalität, Fürsorglichkeit und Empathie - grundlegende Lebensfähigkeiten, die nun, da sie dem Weiblichen zugeschlagen werden, für das Kind mit Penis nicht mehr gelten sollen.

"Trennungstrauma"- über das verlorene Paradies

In der Forschung wird dieser mitunter sehr dramatisch verlaufende und früh beginnende Identitätsumbau im Leben des Jungen oftmals als "Trennungstrauma" (s. Pollack) bezeichnet. Nach meiner Auffassung jedoch handelt es sich nicht so sehr um ein tiefgreifendes, verletzendes und mehr oder weniger verdrängtes Trauma im klassischen psychoanalytischen Sinn, das angeblich dann die ganze weitere Lebensentwicklung der Männer unbewusst beeinflusst, etwa in Form der für viele Männer charakteristischen großen Nähe- und Bindungsangst. Wenn auch diese Erklärung für sich genommen wenigstens teilweise durchaus stimmen mag, so erfasst sie aber keinesfalls den Gesamtzusammenhang des Problems. Vielmehr haben wir es hier mit einem komplexen Lernprozess zu tun, in dem unter der Bedingung der Abgrenzung von der ersten wichtigen Identifikation mit den nun aber als weiblich identifizierten Lebensweisen der Mutter eine neue männliche Lebensweise angeeignet werden muss. Das Problem hierbei ist nicht so sehr die als dramatisch und tiefverletzend charakterisierte Trennung von der Mutter, sondern vor allem die Orientierungs- und Hilflosigkeitserfahrung, mit der der heranwachsende Junge nun der knallharten Männerwelt ausgeliefert ist.

Friss oder stirb - nach dieser Devise beginnen viele Jungen mitunter auf wahrhaft dramatische Weise zu lernen, ihren Gefühlen, das heißt sich selbst Gewalt anzutun. Die Trennung vom Mutterland spielt in diesem Lernprozess nur insofern eine dramatische Rolle, als sie sich unauflöslich mit dem Beginn der Trennung deckt, die Jungen v o n s i c h s e l b s t herzustellen beginnen. Der eigentliche und tiefe Schmerz ihres Lebens ist der Schmerz, den sie durch diese Trennung von sich selbst zuzufügen lernen. Die Angst vieler Männer vor Bindung und Nähe ist demzufolge vor allem die Angst vor sich selbst, das heißt, die Angst vor der Entdeckung der schmerzhaften Abgeschnittenheit von sich selbst, die große Angst davor, mit den gefürchteten Gefühlen ans Tageslicht zu geraten. Nicht etwa das verlorene, warme, verwöhnende und geborgen haltende Mutterparadies ersehnen Männer bzw. scheuen es zugleich als eine angeblich Männeridentität in Gefahr bringende Regression - ein oft gebrauchter Mythos, mit dem wohl nur aufs neue wieder selbstverantwortliche Neubewertung traditionell-männlicher Selbstverleugnung verunmöglicht, sprich: Selbstentmündigung betrieben wird. Nein - letztendlich bleiben wohl trotz aller Behinderungen Jungen wie Männer hochmotiviert, die Nähe zu sich selbst, zu den eigenen Gefühlen (wieder-)herzustellen, Geborgenheit und Fürsorge endlich sich selbst angeeignet lassen zu wollen, damit sie zu ganzen Menschen werden können. Dieses nach meiner Auffassung zentrale Lebensmotiv, das in der Philosophie als die Sehnsucht des Menschen nach sich selbst charakterisiert wird (Ernst Bloch, Seneca, Marc Aurel) ähnelt natürlich den Erfahrungen von Gefühlsnähe, Fürsorglichkeit und Geborgenheit, wie sie in der Regel durch Mütter gelebt und vermittelt werden. Die charakteristische männliche, mitunter sogar hasserfüllte, aggressive Abwehr des Weiblichen, der Frauen, bedeutet in diesem Sinn, daß Mann sich selbst in ihnen abwehrt, das heißt, bei ihnen abzuwehren versucht, was er von Jungenbeinen an bei sich selbst zu fürchten

und zu verachten gelernt hat. "Die Verlustseite, so die Erziehungswissenschaftlerin Annedore Prengel, der männlichen Situation besteht darin, Schmerz und Leid verdrängen zu müssen, Wohlbefinden und Gemeinsamkeit nicht oder schwer herstellen zu können. Weil das eigene Kleinsein, das eigene Jämmerlichsein, das eigene Leid nicht gelebt werden kann, nicht existieren darf, muss es in andere projiziert werden und in anderen gehasst werden. Das wäre eine Erklärung für Sexismus, Rassismus, Frauen- und Ausländerfeindlichkeit, Strebungen, die öfter und extremer von Männern gelebt werden."(Prengel, 1994).

Auf der Basis dieses Begründungszusammenhanges möchte ich noch einmal betonen, daß die Bedeutung der Mutter für die Jungenentwicklung in den verschiedenen psychologischen und psychoanalytischen Sichtweisen oftmals unangemessen und unbegründet überbewertet oder gar mystifiziert wird. Das bestätigen auch die Männerstudien der Sozialwissenschaftlerin Constance Engelfried. Sie zeigt auf, "dass die Mütter den Söhnen neben ambivalenten Mustern zwar auch entscheidende Kompetenzen vermitteln, - so zum Beispiel Empathiefähigkeit - , ihr Einfluß auf die Entwicklung der Jungen jedoch begrenzt ist" (Engelfried 2000). Derartige "Mutter-Mythen" machen blind für die Erforschung komplexer Lernprozesse, die letztendlich Männer selbst als "gelernte Menschen-Männer" zu verantworten haben und auch zu begreifen und zu verändern imstande wären.

Überzeichnung der Bedeutung der Familie - "gesundes Mannsein"

Ein weiterer gängiger Irrtum oder eine Bedeutungs- Überzeichnung ist die Auffassung, die unvollständige, nicht "komplette" Familie bzw. insbesondere der fehlende Vater trügen primär die Verantwortung für eine später als fehlgeleitet oder gar krankhaft überzogen klassifizierte Männeridentität. Auch dies kann von Fall zu Fall durchaus zutreffen. Wie erklärt sich jedoch die massenhafte Fehlgeleitetheit und krankhafte Überbetonung von Mannsein bei den vielen aus vermutlich kompletten Familien stammenden Männern der Waffen-SS, der Gestapo, der willigen Helfer im Nazi-Staat, oder der Massenmörder und Schreibtischtäter im früheren Jugoslawien? Waren das alles nur "Muttersöhnchen", Vaterentbehrer? Oder waren es nicht gerade überaus "normale" Familiensöhne, die unter der Gewaltlegitimierung von Diktatur, Nationalwahn und Krieg ihre inneren, lang angestauten Männer-Frust-Knoten zum Platzen bringen durften?

Nein, nicht die sogenannte Komplettheit eines Familientriangels, in dem sich möglicherweise doch nur wieder, Vater wie Mutter, die alte Siegerhybris in die Köpfe der Söhne verankert, ist die Bedingung für "gesundes Mannsein". Egal ob Vater oder Mutter, komplett oder nicht komplett, letztendlich ist viel entscheidender, wie bewusst sich diese Väter und Mütter ihrer Lage in der Welt sind, wie deutlich sie ihre Widersprüche, Rollengefangenschaften, Selbstverantwortung oder -verantwortungslosigkeit wahrzunehmen und zu reflektieren imstande sind. Eine alleinerziehende Mutter beispielsweise, die sozial aktiv im Leben steht, auf sich selbst gut acht gibt und sich über ihr Verhältnis zum Mannsein wie auch über ihre persönliche und gesellschaftliche Verantwortung Gedanken macht, kann für die Entwicklung eines "gesunden Mannseins" des Sohnes von weitaus größerer Bedeutung sein als das Vorhandensein eines mehr oder weniger verantwortungsblinden, selbstfernen oder gar gewalttätigen Vaters. Das gilt natürlich auch umgekehrt!

Wenn wir überhaupt vom gesunden Mannsein sprechen wollen, dann zählt eben nur das, was den heranwachsenden Mann-Menschen dazu befähigt, sich eine liebevolle, kooperative und zugleich realistische Beziehung zu sich selbst durch wen auch immer anzueignen. Und das kann später dann für den sich selbst befragenden und selbstkritischen erwachsenen Mann auch er selbst sein, der das zuwege bringt.

Die Mutter nicht enttäuschen dürfen

Zweifellos haben auch Mütter und Frauen auf unterschiedliche Weise ihren erheblichen Anteil daran, die Männer-Hybris im Kopf der heranwachsenden Jungen zu befestigen. Im Laufe der zunächst sehr nahen Beziehung zwischen Mutter und Sohn werden Jungen unumgebar mit den Vorstellungen ihrer Mütter über "richtiges Mannsein" konfrontiert. Auch diese Erfahrung, ein weiteres Lernfeld für Mannwerdung, präsentiert sich in vielfachen Widersprüchen und Irritationen.

Dass viele Frauen idealisierende Männlichkeitsvorstellungen bewusst oder unbewusst aufrechterhalten, wurde mir auch in vielen meiner überwiegend von Frauen in Anspruch genommenen Fortbildungen und Beratungen immer wieder bestätigt. Es ist unter Umständen ja auch verständlich, daß ein anderer als dieser reale sprachlose und verschlossene Mann von Frauen erhofft wird. Hinter der Hoffnung auf den "Supermann, der alles kann" verbirgt sich wohl oftmals der verständliche Wunsch gerade berufstätiger Mütter nach Lebensentlastung. In dem Maße aber, wie diese Hoffnungen und Ideale der Frauen-Mütter auf Mannsein nicht einer kritischen Durchleuchtung und

möglichen Korrektur unterzogen werden, folgen die Enttäuschungen darüber auf dem Fuße, da Männer eben oftmals nicht so sind, wie sich Frau das erhofft. Gerade diese Enttäuschungen teilen sich dann auch unausweichlich den heranwachsenden Söhnen als negatives Modell mit, dessen gegenteiliges Idealbild sie nun um so mehr anzustreben versuchen werden.

Natürlich sind Enttäuschungen über reales Mannsein ebenso berechtigt wie Erwartungen an selbstverantwortliche und kooperative Partnerschaft. Insofern können viele dem Jungen von der Mutter angetragene Hoffnungen auf Mannsein sowie enttäuschende Erfahrungen hierüber durchaus zu dessen besserer Lebensorientierung beitragen. Dieses Lernfeld wird für den Jungen erst dann zum Problem, wenn Mütter in ihrem Denken über Mannsein die Realität verlassen und die eigene Lebensunzufriedenheit über die Männerenttäuschung zu rechtfertigen suchen, so als sei einzig Mann schuld daran, daß es Frau nicht gut geht und sie mit sich selbst nicht ins Reine kommt. Eine so verpackte Botschaft wird die Wirkung auf den Sohn nicht verfehlen. Solche Erfahrungen, so Pollack, in denen ein Junge den widersprüchlichen Aussagen seiner Mutter über das, was einen Mann ausmacht, nicht gerecht werden kann, steigern seine Verwirrung und sein Schamgefühl der eigenen Männlichkeit gegenüber (Pollack 1998, 120).

Weitere Aspekte können diese Verwirrung verstärken. Unreflektierte Männeridealisation der Mutter kann sich dem Sohn auch in der Weise mitteilen, dass nun er selbst von der Mutter auf das beziehungs- und realitätsferne Idealpodest emporgehoben wird. Der zukünftige Held der Geschichte, der hoffentlich bessere Mann, liebevolle Partner und verantwortungsvolle Vater wird einerseits vor dem Unbill der Welt, vor Kritik und Verantwortung geschont. Andererseits muss er sich aber auch als würdiger künftiger Traummann erweisen. Vielleicht bewundern Mütter aber auch insgeheim den zum Mann heranwachsenden Jungen ein Stück, weil er dem anderen sogenannten starken, autonomen, offensiven Eroberer-Geschlecht angehört, um das sie ihn ganz heimlich eventuell auch beneiden, weil sie sich selbst noch zu sehr in der passiv-zurücknehmenden Selbstbeschränkung traditioneller Weiblichkeit festhalten.

Unter diesen Lern-Umständen kann sich der im Prozess der Männerzurichtung der Jungen charakteristische Aufbau einer unrealistischen Selbstbewertung verstärken. Da die Jungen ohne Mühe praktisch bereits per Geschlecht Größe, Bedeutung und sogar Überlegenheit zu besitzen scheinen, wird ihnen auch auf diese Weise hypertrophes Mannsein nahegelegt. Auch die hiermit oftmals verknüpfte Schonung bzw. Verwöhnung kann diese Entwicklung einer unrealistischen "Selbstverherrlichung" und der Unfähigkeit zur Selbstsorge unterstützen. Als besonders problematisch erachte ich jedoch, daß dieser Vorgang des "Idealisiert-Werdens" oftmals mit der Erfahrung der Beziehungsleere verknüpft ist. Sie, die idealisierten Jungen, sind ja nicht gemeint, sondern das an sie geknüpfte Ideal, die an sie geknüpfte Hoffnung. Auf diese Weise unterstützen Mütter die Männerzurichtung des Jungen, in der schließlich die von ihnen selbst beklagte männliche Beziehungsunfähigkeit und Selbstidealisation hergestellt wird.

Andererseits jedoch darf diese Idealisierung durch die Mütter nicht mit der Erfahrung der Jungen verwechselt werden, von Müttern durchaus realistische Leitideen und Lebenspläne nahegelegt zu bekommen. Mütter können sehr wohl Jungen darin behilflich sein, über das jeweils unmittelbar Gegebene hinaus Selbstentwürfe und Ideale zu verfolgen, die dem Erhalt des Lebens zugewandt bleiben.

Ein weiterer Aspekt besteht darin, daß auch Mütter keinesfalls frei davon sind, Söhne für ihre Zwecke zu missbrauchen, ein Umstand, der bisher zu wenig zur Kenntnis genommen wird und erforscht ist. Hierbei spreche ich jedoch nicht vorrangig etwa vom sexuellen Missbrauch, sondern vor allem vom "sozialen Missbrauch" der Kinder durch Erwachsene. Nach Maßgabe ihres eigenen Mangels an Selbstverantwortung können auch Mütter ihre Söhne zum Zweck der (scheinbaren) Absicherung ihrer Lebenszufriedenheit, ihres Lebensglücks bzw. das, was sie dafür jeweils halten, oder zur Kompensation eigenen Insuffizienzdenkens und Lebensverzichts instrumentalisieren und sich unentziehbar zu machen suchen. Das kann sich in vielfachen Weisen realisieren, etwa indem sie sie zu Tröstern, Partnerersatz, Kuschtieren, Bewunderungs- und Verwöhnungsobjekten, Einsamkeitsvertreibern und Unterhaltern machen. Oder auch zu Objekten süchtiger und angstvoller Überfürsorge.

Nun möchte ich der Fürsorge und Angst um die Sicherheit des Kindes keinesfalls alle Bedeutung absprechen. Vielmehr möchte ich hier den mitunter widersprüchlichen Charakter dieser Angst der Mütter um die Söhne/Kinder verdeutlichen. Zweifellos handelt es sich hierbei einerseits um eine berechnete umsichtige Fürsorgehaltung. Andererseits kann diese lebenserhaltende Intention aber zugleich auch etwa aufgrund eigener unbewältigter Angsterfahrungen unrealistisch und entwicklungsbehindernd übertrieben werden. Mehr oder weniger unbemerkt kann sie insofern in den

Dienst der Selbstverleugnung gestellt werden, als Mütter zwecks Kompensation ihres Lebensverzichts ihre Söhne (aber natürlich auch Töchter) auf diese Weise in Unverlassbarkeit und Abhängigkeit zu halten versuchen. Es ist durchaus möglich, daß sich Teile dieser Denkweisen in der Frauen-Kindereinrichtung wiederfinden lassen, in der gemäß den Erfahrungen unseres Jungenprojektes die Angst um die Sicherheit und Unversehrtheit der Kinder mitunter eine übergroße, lähmende Bedeutung erlangen kann. Natürlich wird diese bei vielen Müttern anzutreffende Lebensstruktur noch durch den bei uns weithin vorherrschenden Muttermythos befördert, nachdem die "gute Mutter" an dem Maßstab gemessen wird, wieweit sie für ihre Kinder zu Selbstaufgabe bereit ist, ein Mythos, mit dem dann zugleich auch dem Vater-Mann alle Fähigkeiten abgesprochen werden, Kinder fürsorglich und liebevoll zu begleiten - eine doppelte Falle, an der Frau da unter Umständen mitstrickt.

Der mögliche Gesamtzusammenhang, der in dieser Muttererfahrung der Söhne deutlich wird, nämlich von Seiten der Mütter: unreflektierte Männeridealisierung, von Männern enttäuscht sein, von den Söhnen besseres Mannsein erhoffen, aber dann auch von den Söhnen enttäuscht sein, Söhne wegidealisieren, verwöhnen und für eigene Lebenszwecke instrumentalisieren - das alles kann zur Entwicklung einer Lernsituation beitragen, in der das verstärkt wird, was Söhne sich als ihr auf Überlegenheit fixiertes Mannsein anzueignen versuchen. Sie lernen auch hier auf gewissermaßen doppelte Weise, für sich selbst nicht Verantwortung zu übernehmen: weil es die Mutter selbst nicht schafft und weil das ihnen übertragene Männerideal auch nur die mannübliche Selbstferne nahe legt. Und doppelt hält bekanntlich besser, zumal der Junge sich möglicherweise dann auch noch für die Männerenttäuschung der Mutter verantwortlich denken kann und es sich dann zur Aufgabe machen wird, der bessere Mann sein zu müssen.

Mütter, so Schnack/Neutzling in "Kleine Helden in Not", wollen zuviel von ihren Söhnen, für ihre Söhne, mit ihren Söhnen. Sie wollen zuwenig von sich und für sich und mit sich (Schnack/Neutzling 1993, 98). In diesem Zusammenhang gilt auch für Frau das, was für Mann gilt, nämlich die Gestaltung einer Lebenskultur der Selbstverantwortung zu realisieren. Das heißt auch für Frau-Mutter, ihre selbstinszenierten Enttäuschungsprogramme endlich merken und begreifen zu lernen, sich selbst wahrnehmen, das eigene Lebensprogramm entdecken und auflegen, um den Söhnen besser beistehen zu können und damit sogar besseres Mannsein zu ermöglichen. Mütter, die gut für sich selbst sorgen, sind gut für Kinder; das gilt natürlich auch für die Väter.

Duldende Mütter - sich zur Wehr setzende Mütter

Einen weiteren wichtigen Lernaspekt für die Männerzurichtung der Jungen stellt die traditionelle weibliche Duldsamkeit der Mütter gegenüber der aggressiven und verantwortungslosen Lebensweise vieler Männer-Väter dar. Bekanntlich kann diese soweit führen, daß Mütter den Missbrauch ihrer Kinder durch Männer übersehen, die wohl härteste Variante des Mitspielens der Frauen an der Orientierung heranwachsender Jungen an Gewalt und Selbstmissachtung. Dass die Familie zu denjenigen Orten gehört, die die meisten Gewalttaten aufzuweisen haben, ist oben schon angesprochen worden, ein Phänomen, das der vor allem von konservativen Denkern und Politikern betriebenen Idealisierung familiärer Idyllen schon lange ins Gesicht schlägt. In aller Regel sind hier Männer die Täter und Frauen und Kinder die Opfer. Die Bundesfamilienministerin Christine Bergmann spricht davon, daß jede dritte Frau von häuslicher Gewalt betroffen sei (die tageszeitung, 29.1.99).

Es geht hier aber nicht nur um direkte körperliche Gewalt. Es beginnt bereits in der Weise, daß Väter sich im Familienalltag autoritär zur Geltung zu bringen versuchen, daß sie bloßstellen, lächerlich machen, Lebensmöglichkeiten einschränken, sich zum Alleskönner, Allesbestimmer und Besserwisser aufzuspielen versuchen - kurz, ihr ganzes Repertoire selbstverachtender Lebensweisen auch in der Familie auffahren. In diesem Lernfeld befinden sich dann also die Söhne mit der Mutter in einer sehr ähnlichen Lage. Gleichermaßen den Übergriffen des Vaters ausgesetzt, verbünden sie sich mit der Mutter. Besorgt um die eigene Unversehrtheit und die der Mutter müssen sie aus Gründen der Sicherung ihrer Entwicklungsinteressen versuchen, gegen den grenzüberschreitenden Vater Partei zu ergreifen. In ihren Männerstudien bestätigt die Sozialwissenschaftlerin Constance Engelfried diese Sichtweise (s. Engelfried 1997).

Für die um ihre Männeridentität ringenden Jungen hält dieser in vielen Familien sich abspielende Vorgang einerseits durchaus die Lernoption bereit, andere als die vom Vater vorgelebten Wege einzuschlagen, sich (mit der Mutter) die Parteinahme gegen Übergriff und Gewalttat zu eigen zu machen. Vermutlich wird dieser Weg aber erst in dem Maße für Jungen gehbar, wie die Mütter selbst sich deutlich zur Wehr setzen, ihre Duldung, ihr auch nur teilweises Mitspielen endlich aufgeben können und sich gegebenenfalls auch schützend vor den Sohn, die Kinder zu stellen vermögen. Andererseits kann diese Erfahrung für Söhne eben auch ein hohes Maß an Überforderung bedeuten, und ihre Versuche, sich mit diesem grenzverletzenden Mann-Vater doch noch wenigstens teilweise zu

identifizieren, Verwirrung, Schuldgefühle und Brüche zur Folge haben. Die bedrückendste Lernvariante wäre allerdings, und diese scheint nicht selten zu sein, daß Jungen dem Beispiel dieses Vatermodells folgen.

Nicht sein dürfen, was der Mutter ähnlich ist

Je nachdem, ob und wie nun von Jungen dieser Identitätsumbau als Bruch, als Trauma oder als Neuorientierung bzw. eventuell sogar als weiterführende, ergänzende, vervollkommnende Lebensorientierung erfahren wird, prägt er nachdrücklich deren Sozialisation. Nicht zwangsläufig muß diese Erfahrung in Gewaltbereitschaft und Selbstverleugnung einmünden. Dem mit der mütterlichen Welt einhergehenden ersten Lebenslernprozess könnte nun der Prozess folgen oder sich mit ersterem vielfach vermischen, in dem sich Jungen (das gilt dann natürlich auch für Mädchen) viele lebensrelevante Fähigkeiten von Vätern und Männern anzueignen beginnen. Noch mehr, es ließe sich auch denken, daß beides als nicht mehr zwingend getrennt Gedachtes in vielfacher Weise beständig im Lebenslernprozess der Jungen und Mädchen stattfindet und angeeignet würde. Bis heute jedoch wird im Alltagsdenken und auch in der Wissenschaft immer noch unhinterfragt die Prämisse aufrechterhalten, daß die eine Geschlechtsidentität von der anderen unumgänglich verschieden und getrennt zu sein habe und eben nur jeweils eine von beiden angeeignet werden müsse, um ein glückendes Geschlechts- oder Menschenleben zu führen. Doch warum sollen Kinder nicht für die Entwicklung ihres Selbst die vielfältigsten und unterschiedlichsten Fähigkeiten, Haltungen, Denk- und Lebensweisen von den verschiedensten Männern und Frauen, Vätern und Müttern, LehrerInnen und ErzieherInnen, Onkels und Tanten, Freunden und Freundinnen erlernen? Ein so gedachter, gewissermaßen "geschlechtsloser" Lebenslernprozess schlosse dann zweifelsohne den natürlichen Gebrauch des je eigenen biologischen Geschlechts mit ein - ein doch durchaus denkbares und anstrebenswertes Konzept, das leider aber eben noch lange nicht der durchschnittlichen Lebensrealität unserer Zeit und Kultur entspricht.

Folge ich hier wieder dem Weg traditioneller Männerzurichtung, dann kann es nicht ausbleiben, daß Mannsein sich also zunächst auch als alles das zu konstituieren beginnt, was die Mütter, Frauen, Mädchen nicht sind. In diesem Sinn müssen Jungen mehr oder weniger, je nach ihren Lebensumständen, ihre ersten Schritte in Richtung männlicher Identität als Negation all dessen versuchen, was Mann nicht sein darf.

Von der positiven, lebenserhaltenden Seite her betrachtet ermöglicht die mütterliche Welt Erfahrungen von Fürsorge, Aufmerksamkeit, Umsicht und Einfühlsamkeit. Sie, die Mutter, achtet mehr oder weniger sorgfältig und unablässig auf die Details täglichen Lebens, sie kommt nahe, zeigt ihre Gefühle, auch die ihrer Überlastung und ihres Aufgeriebenseins. Was also beginnt sich in den Köpfen der Jungen auszubreiten, wenn sie zu denken beginnen, sie dürften nicht fürsorglich, gefühlsbetont, einfühlsam, dem Leben zugewandt, aufmerksam und versorgend sein?

Sich im Prozess der Männerzurichtung gegen diese von den Müttern nahegelegten lebenserhaltenden Orientierungen zu wenden, ist nun keinesfalls der zentrale Angelpunkt, der die Etablierung von Selbstverleugnung und Gewaltbereitschaft in den Köpfen der Jungen verursacht. Auch hier möchte ich eher für eine relativierende Betrachtungsweise plädieren. Einerseits verbleiben Männer möglicherweise viel umfassender, als angenommen wird, im Besitz dieser erworbenen Werte. Andererseits wird in dem Maße, wie Jungen die Abwehr dieser Werte auch rigoros gegen sich selbst zu erzwingen versuchen, das ursprünglich von der Männerwelt ihnen nahegelegte Härte- und Überlegenheitsdenken verstärkt - nicht aber verursacht! Insofern ist auch die Abwendung vom Mütterlichen in Bezug auf eine traditionell-männliche Zurichtung des Jungen ein sekundäres, nichtsdestotrotz aber diese verstärkendes Phänomen. Die auf diese Weise verkümmerten Lebensqualitäten wagen Männer schließlich nicht nur anderen, sondern vor allem auch sich selbst gegenüber nicht mehr zu leben. In dem hieran geknüpften Selbstverlust, also dem Verlust, sich in sich selbst einfühlen zu können, sich zu befürsorgen und aufmerksam auf sich zu sein, liegt nach meiner Auffassung das mit der Abwendung vom Mütterlichen verbundene eigentliche Problem für die Jungen und künftigen Männer.

Auch die Angst, die Abwehr, ja sogar der Hass vieler Männer und Jungen Frauen und Mädchen, aber auch Schwächeren gegenüber ließe sich in diesem Sinn besser erklären. Frauen und Mädchen präsentieren den Männern und Jungen beständig genau diejenigen Gefühle und Einstellungen, die sie sich mit Macht zu verkneifen gelernt haben. Die eigene befürchtete und gehasste Schwäche, die Mann im anderen zu sehen glaubt und die sich dieser erlauben darf, soll mit Gewalt zum Verschwinden gebracht werden. Grenzverletzungen und Übergriffe der Jungen und Männer gegen Frauen und Mädchen sind in diesem Sinn als Äußerungen praktizierter Selbstabwehr zu werten. Hinzu kommt,

daß der Überlegenheitsanspruch den Frauen und Mädchen gegenüber durchgesetzt und immer wieder bestätigt werden soll. Gerade aber indem diese sich eher Emotionalität und Einfühlung, damit ein hohes Maß an Selbstgewissheit, Beziehungsfähigkeit und Lebenszugewandtheit zugestehen, können Frauen unter Umständen dem Mann den Spiegel seines schmerzhaften Selbstverlustes vorhalten und entdeckbar machen, was nicht herauskommen darf. Damit wird aber zugleich auch dessen Überlegenheitsanspruch gründlich in Frage gestellt.

Auf diese Weise muss Mann/Junge auch hier dauernd auf der Hut sein, um nicht in seiner eigentlichen Schwäche bloßgestellt zu werden. Indem Mann demzufolge der Nähe der Frauen auszuweichen sucht, obgleich er sie doch auch dringend anstrebt, versucht er in Wirklichkeit seiner Selbstauslieferung und seinen damit verknüpften Gefühlen der Scham und Selbstenttäuschung, die aus seinem unerfüllbaren Überlegenheitsanspruch resultieren, zu entfliehen. Zugleich aber sollen sie, die Mädchen/Frauen ihm folgen, ihm gehören, ihn über seine Selbstenttäuschungserfahrungen und Lebensdefizite hinwegtrösten, seine Sucht nach Sexualität befriedigen, aber natürlich ohne die so gefährlich erscheinende Nähe zu sich selbst entstehen zu lassen - ein nahezu auswegloses Dilemma, das Männer sich da eingehandelt haben.

Verunsicherte Mütter

In der Zeitschrift Brigitte äußerte eine Mutter zum Thema Söhne: "Manchmal erwische ich mich bei der Sorge, daß Max zu weich ist" (Brigitte 12/95). Aus verständlicher Sorge und Verunsicherung um die Männerzukunft ihrer Söhne arbeiten sich viele Mütter an dem Gedanken ab, sie müssten, auch wenn es ihnen schwerfällt, die Söhne nun endlich loslassen und aufhören mit der Verwöhnung. Ich gehe davon aus, daß es sich häufig um einem Prozess des wechselseitigen Rückzugs von Mutter und Sohn handelt, und zwar bereits in einem Alter, in dem ein Kind eigentlich noch begleitet, geschützt und befürsorgt werden möchte. Auch Mütter geraten (wie ihre Söhne) unausweichlich in den Konflikt mit dem vorherrschenden Männlichkeitskodex. Ihnen wird "Verweichlichung des Sohnes" vorgeworfen. Sie selbst befinden sich in dem Widerspruch, weil sie den Ausschluss des Sohnes befürchten. Viele Mütter geben aufgrund der Übermacht herrschender Männermythen auf. Dabei liegt der Fehler schon darin, daß Müttern nachgesagt wird, sie würden angeblich zum Nachteil der Jungen bei diesen "weibliche Charakterzüge" fördern, wo es sich doch realiter um "menschliche Charakterzüge" handelt! Das macht zwar eine Kritik am eventuellen Nichtloslassenskönnen und Instrumentalisieren der Söhne durch die Mütter, an Überfürsorge, Verwöhnung und Idealisierung nicht ungültig. Es müssen hierbei nur beide Seiten wahrgenommen und unterschieden werden können.

Pollack führt hierzu aus: "Meine Forschungen belegen, daß Jungen, die ohne die Bindung an eine liebevolle Mutter aufwachsen mussten, weniger selbstbewusst sind und als Erwachsene häufig Schwierigkeiten haben, vertrauensvolle Beziehungen einzugehen. (...) Wir sollten Mütter ermutigen, ihre eigenen Instinkte über die Bedenken der Gesellschaft zu stellen, denn indem wir die Mütter unterstützen, helfen wir auch den Söhnen ... Für den Sohn einer alleinerziehenden Mutter ist nicht die Anwesenheit oder Abwesenheit eines Mannes im Haus das eigentliche Problem, sondern das Verhalten der Mutter Männern gegenüber" (Pollack 1998, 104 u. 119). Eine zuverlässige und unterstützende emotionale Mutterbindung kann dem Sohn ermöglichen, sich flexibler auf die unterschiedlichen geschlechtsspezifischen Anforderungen einzustellen. Er muss sich ihnen dann nicht nur unterwerfen, sondern kann sich ihnen gegebenenfalls auch entziehen. Dies setzt allerdings voraus, daß sich Mütter ihres Verhältnisses gegenüber dem Mannsein bewusst sind und auch in dem Beziehungs- und Übertragungsgeschehen zu ihren Söhnen nicht unbegriffen idealisierenden oder von Enttäuschung geprägten Denkvoraussetzungen Männern gegenüber unterworfen bleiben.

Verhältnis der Jungen zu Mädchen

Ich möchte hier zusammenfassen, was aus dem oben ausgeführten Material nun für das Verhältnis geschlußgefolgert werden kann, das Jungen zu sich selber in Bezug auf ihr Verhältnis zu Mädchen (oder auch zu schwächeren, ausgegrenzten Kindern) realisieren. Dabei ist mir besonders wichtig, ihre häufige Übergriffigkeit und Grenzverletzung Mädchen (und Schwächeren) gegenüber erklärbarer zu machen, ein Umstand, der ja bereits in Kindertageseinrichtungen und Schulen deutlich zu Tage tritt und der schließlich dann auch entsprechend massiver und bedrohlicher bei männlichen Jugendlichen und erwachsenen Männern eine Rolle spielt:

- Einerseits soll der als männlich geltende Überlegenheitsanspruch Mädchen (und Schwächeren) gegenüber unter allen Umständen demonstriert und durchgesetzt werden, schon um sich damit die Eintrittskarte in die Jungen- und Männerwelt sichern zu können.
- Andererseits fühlen sich Jungen oftmals im Verhältnis zu den eher sozial kompetenten und selbstnahen Mädchen unterlegen, ein Widerspruch, der durch die Bedürfnisse der Jungen nach

Kontaktaufnahme mit dem begehrten anderen Geschlecht noch verstärkt wird, zumal von diesem anderen Geschlecht dann später die Kompensation ihres Mangels an Selbstsorge erhofft wird.

- Auch auf diese Weise denken sie sich in die Gefahr hinein, als unmännlich, unterlegen bloßgestellt werden und ihrem gefürchteten Selbstenttäuschungs- und Schamgefühl auch und gerade den Mädchen gegenüber nicht mehr entrinnen zu können.

- Zugleich begegnen ihnen in den Mädchen (und Schwächeren, Ausgegrenzten) die eigenen verachteten und verheimlichten Gefühle, die sie nun auch den Mädchen nicht gestatten wollen. Ihre Mädchenabwehr ist Ausdruck der Abwehr, die sie gegen sich selbst bereits zu praktizieren begonnen haben.

- Schließlich kann im Verhältnis zu Mädchen die eigene brüchige, höchst fragile und realitätsferne Selbstidealisierung in Frage gestellt werden, zumal diese vielfache Selbstenttäuschungserfahrungen zur Folge haben kann, die dann auch auf Mädchen und Schwächeren verschoben und abregiert werden.

Der hilflose Ausweg aus diesem Dilemma wird dann oftmals in grenzverletzenden Sprüchen, Diffamierungen und schließlich auch in gewalttätigen Übergriffen gesucht - das gilt für viele Jungen ebenso wie für viele Männer.

1.5 Beziehungs-Lernsystem Vater - Sohn

Im Folgenden möchte ich einige Aspekte der Lernerfahrungen des Jungen in seinem Verhältnis zum Vater bzw. zur Vaterwelt aufzeigen. Dabei haben viele der hier dargestellten Zusammenhänge immer die doppelte Bedeutung: Einerseits sollen sie die Lebenssituation des Jungen im Verhältnis zum Väterlichen bzw. die Männerzurichtung des Sohnes durch den Vater und andererseits die Sohnerfahrungen des Vaters selbst verdeutlichen, wie sie in dessen Leben mit dem eigenen Sohn sich mehr oder weniger wiederholen.

Abwesende Väter

Bei der Durchsicht verschiedener Forschungen und Darstellungen zu diesem Thema fällt auf, daß die erste Problemkennzeichnung fast immer die Abwesenheit des Vaters im Leben der Kinder betrifft. "Wir müssen beklagen," so der Publizist und Väterforscher Herrmann Bullinger, "daß der Vater immer mehr zum scheinbar überflüssigen Elternteil wird und daß die Abschaffung von Vaterschaft als gesellschaftlicher Institution droht, wenn es nicht gelingt, das enorme Ausmaß von Vaterabwesenheit zu reduzieren und Männer zu aktiver Vaterschaft in größerem Umfang wie bisher zu motivieren" (zit. n. Bender 1995). Das gleiche konstatiert auch der Erziehungswissenschaftler Wassilios E. Fthenakis vom Münchener Staatsinstitut für Frühpädagogik: "Wenn dereinst die Geschichte des 20. Jahrhunderts geschrieben werden wird, müssen sich Historiker mit einem merkwürdigen Phänomen befassen. Ich meine das Verschwinden des Vaters aus der Familie, seine bloße Zaungastfunktion, die er hier mittlerweile einzunehmen hat" (zit. n. Bender 1995).

Wenn dieser Befund der Abwesenheit des Vaters im Leben der Kinder als auch nur teilweise realer Tatbestand unserer Lebenskultur gesehen werden muss, dann stellt das Heranwachsen und Mannwerden der Söhne allerdings ein recht kompliziertes Lern-Kunststück dar. Wie macht Mann es, einem Vater ähnlich zu werden, der nie wirklich da ist? Die einfachste und eindrucklichste Antwort hierauf, die ich kenne, lautet: Mann lernt, wie er, ein Abwesender zu sein. Was könnte der Sohn denn sonst von seinem Vater lernen? Die Frage, mit der sich die diesbezügliche Forschung nicht so leicht tut, ist aber, was Abwesenheit eigentlich bedeutet und wie Mann/Junge es lernt, sich diese Art der Abwesenheit anzueignen.

Obgleich vielfach von Verschiebungen traditioneller Rollenverständnisse in Familien die Rede ist, so betrifft das hauptsächlich bisher eine hauchdünne Mittelschicht, die eher für neue Rollenaushandlungen offen ist. Der Regelfall scheint jedoch weiterhin zu sein, daß die Mehrheit der Väter sich durch ihre Berufstätigkeit, durch ihre Karriere, durch das Inanspruchnehmen von Privilegien und Erfolgen, durch den Faß-ohne-Boden-Versuch, in der Welt der Männer Größe und Bedeutung zu erlangen, abgebunden denken. Wie ihre Söhne sind auch sie dauernd auf Achse, sich auf den diversen Schauplätzen der Männerwelt als meisterhaft und großartig zu beweisen. Hierin begründet sich, warum bis heute viele Väter in der Lebenswelt der Kinder und Frauen nicht richtig ankommen. Für die Söhne kann die ferne, seltsame Arbeitswelt der Väter wie ein imaginerter Schauplatz erscheinen, auf dem die Heldentaten des Vaters endlich als Wirklichkeit fantasiert werden dürfen, die im Familienalltag, von den Großartigkeitsprüchen mal abgesehen, einfach nicht in Sicht kommen

wollen. Die vielen konkreten Aufgaben in der Familie, die hohe Verbindlichkeit und Verantwortungsbewusstsein voraussetzen und oftmals keinerlei Aufschub vertragen, werden bis heute weitgehend von Frauen erfüllt.

Sicher gibt es heute mehr Väter denn je, die dazu imstande sind, aufmerksam und freundlich mit Kindern in der Familie oder in anderen Gemeinschaften zu leben. Aber diese Väter, die sich bereitwilliger auf partnerschaftliches Aushandeln einlassen und den Versuch machen, andere Lebenskulturen auszuprobieren, müssen mancherlei Diffamierungen und Zurückstellungen aushalten und haben ihrerseits mitunter erhebliche Brüche aufzuweisen. Eine große Barriere gegen die Entwicklung einer partnerschaftlichen Lebenskultur in Familien stellt die weiterhin auf männliche Belange zugeschnittene Arbeitswelt dar. Dass laut der Auftaktrede der Bundesfamilienministerin Christine Bergmann zur Kampagne "Mehr Spielraum für Väter" (Der Tagesspiegel, 6.3.2001) nur 2 Prozent aller Eltern im sogenannten Erziehungsurlaub Männer sind, ist nicht nur der überholten Auffassung geschuldet, Erziehung sei Frauensache, sondern eben auch in der Besserbezahlung und Karrierebevorzugung der Männer begründet. Und nach wie vor wird die Bedeutung und Komplexität der Familienarbeit vollständig unterbewertet, zumal, wie Frau Bergmann weiter ausführt, rund 20 Prozent der Väter durchaus ernsthafte Bereitschaft hätten, sich stärker in der Erziehungsarbeit zu engagieren und dafür im Beruf kürzer zu treten.

Auf der sechsten bundesweiten Gleichberechtigungskonferenz am 29.1.1998 in Bonn trug der Psychotherapeut Dr. Hans Jellouschek die seiner Erfahrung und Auffassung nach wichtigsten Anklagepunkte zusammen, die Frauen-Mütter in Therapien gegen ihre Männer vorbringen (Bundesministerium 1998):

- Du bist nie da. Du bist mit Deinem Beruf verheiratet, ich und die Kinder haben nichts von Dir.
- Wenn Du zu Hause bist, kannst Du Dich nicht auf die Kinder einstellen. Alles muß so funktionieren, wie Du es anscheinend im Geschäft gewohnt bist.
- Wenn Du nach Hause kommst, wirst Du zum Pascha, der versorgt und verwöhnt werden möchte.
- Man kann mit Dir über keine persönlichen Dinge reden. Entweder schweigst Du dann, oder Du tust es mit irgendwelchen Floskeln ab.
- Du verstehst die Kinder kein bisschen. Du bist einfach zu hart mit ihnen.

Auch auf dieser Konferenz wurden Abwesenheit, Machtanmaßung, Distanz, Verweigerung des Vaters, schließlich Trennung der Eltern und das Verschwinden des Vaters als der Regelfall der Vatererfahrung des Sohnes gekennzeichnet.

Nach wie vor stellt der für den Sohn ferne Beruf des Vaters den Haupttortort männlicher Identitätskämpfe dar. Söhne beginnen ihrerseits das Ansehen des im Alltag so wenig deutlichen Vaters an dessen imaginierten Berufsbedeutung zu messen und dieses Denken auch für sich selbst zu übernehmen. Die idealisierte Ferne der väterlichen Arbeitswelt verstärkt den Lernprozess nachdrücklicher Widerspruchserfahrung des Sohnes zwischen den Versuchen, sich sowohl, mitunter im Bündnis mit der Mutter, gegen den Vater abzugrenzen als auch diesen zu idealisieren, um sich doch noch mit ihm identifizieren zu können. Unter Umständen kann dann der Idealisierungswunsch des Sohnes die Herstellung einer Art Vater-Mann-Imagination begünstigen, die sich nicht mehr an der Wirklichkeit mißt, sondern an der Idee oder den überall angetragenen Idolen darüber, wie der "richtige und wahre" Vater-Mann zu sein habe. Selbst also der real eigentlich verfügbare, greifbare Vater kann dazu beitragen, die Abstraktion einer fixen Idee vom Mannsein im Kopf der Jungen zu befestigen, nach der er sich dann abzustrapeln beginnt. Nicht automatisch führt die Abgrenzung gegen den Vater zu alternativen, freundlicheren Versuchen des Sohnes, sich eine Lebensentwicklung als selbstverantwortlicher Mensch zu begründen.

Heldenspieler lernen

In Fortbildungen haben Frauen sich manchmal Luft gemacht. Tränen sind geflossen. Plötzlich entstand die Frage, warum spricht mein Mann nicht mit mir, wieso äußert er sich nicht, warum redet er zwar dauernd von Sport und Technik, aber wenn's ans Persönliche geht, verschwindet er, sucht Ausflüchte, macht sich lustig? Das Da-Sein vieler Väter, ohne daß sie da sind, sprich: präsent, aufmerksam, lebendig, teilnehmend, bei sich, ist eine der nachdrücklichsten Modellerfahrungen der Jungen. Nichtauthentisches, maskiertes Menschsein ist für Kinder oftmals angsteinflößend und erschreckend. Sie bekommen diese für sie eigentlich so wichtige Vater-Person nicht wirklich zu fassen. Sie entzieht sich ihnen dauernd, nimmt keinen Kontakt auf, stellt keine Nähe her, ist nicht beziehungsfähig. Kinder aber wollen Menschen, die wirklich mit sich übereinstimmend da sind und Beziehung aufnehmen, weil nur auf diese Weise ihre Lebens- und Entwicklungsinteressen gesichert sind. "Väter", so Schnack/Neutzling in "Kleine Helden in Not", "sind für ihre Söhne nur schwer und schemenhaft zu erkennen. Es macht nichts, daß sie keine Helden sind, Jungen brauchen keine

Helden zum Vater. Das Problem besteht darin, daß sie sich für Helden halten oder felsenfest davon überzeugt sind, daß sie ganz hervorragende Helden abgäben, wenn man, besser gesagt, wenn frau (oder der Chef) sie nur ließe. (...) Einen großen Teil ihrer Zeit verbringen sie damit, Schwäche wegzuinszenieren. Männlichkeit, so kann man von ihnen lernen, ist eine besondere Form der Schauspielkunst bzw. des Laienspiels" (Schnack/Neutzling 1990, 85f)

Wenn in der großen weiten Helden-Welt auch noch allenthalben Niederlagen und Selbstenttäuschungen hinzunehmen sind, dann möchte Mann sich wenigstens in der Familie Luft machen und sich dort die ihm doch eigentlich zustehende Geltung verschaffen. Zur Vaternachführung zählt dann auch noch der mit den unterschiedlichsten Methoden unternommene Versuch, komme was da wolle, Autorität und Herrschaft durchzusetzen. Nach den Studien von Constance Engelfried äußern sich Väter gegenüber den Söhnen überwiegend in drei Praxen: als oft auch von den Müttern zitierte, strafende Instanz, als Erzwingung traditioneller Männlichkeitsnormen und strafende Missbilligung sogenannter weiblicher Verhaltensweisen sowie als Verweigerung fürsorglicher Begleitung der Kinder/Söhne (Engelfried 1997).

Der auf diese Weise vielfach vorgetragene Selbstbetrug der Männer lässt sich im täglichen Leben auf die Dauer nicht mehr verleugnen. Nach klassischer männlicher Denklöge muss dann die zunehmend als potentielle Bloßstellerin befürchtete Frau erst recht kleingemacht werden. Mann muss sich ihr entziehen, um nicht entlarvt zu werden, und will zugleich über sie verfügen, Mann versucht, ihre befürchteten Bloßstellungspotenzen vorwegnehmend sie um jeden Preis niederzuhalten, und wehe, es klappt nicht. Auch dies bildet einen Baustein für die Erklärung der massiven Gewalt, die in Familien von Männern ausgeht.

Letztendlich muss es dann unausweichlich zum realen Verschwinden der Männer kommen, wenn Frauen diesen gewaltsamen Selbstbetrug und dieses betretene Schweigen nicht mehr aushalten wollen und aktiv die im Interesse der eigenen Lebensentwicklung und der ihrer Kinder notwendige Trennung betreiben. Das traurige und bis heute häufige Ergebnis ist, dass die Söhne mit den als Lebensverweigerer abgekanzelten und zugleich mit Männlichkeitsidealen imaginierten verschwundenen Vätern konfrontiert sind. Mit Lernmodellen dieser Art konfrontiert lernen viele Jungen nicht etwa: "So darf ich nicht sein", selbst wenn manche Mütter (und PädagogInnen) dieses immer wieder und engagiert betonen. Wenn alles schief läuft, wenn weit und breit keine Alternativen, keine ausreichenden Stärkungen in Sicht sind, dann lernen Jungen vor allem: Aha, so muss ich sein, so ist ein Mann, gerade wenn der Krieg in der Familie losgeht, wenn sich Männer in keiner anderen Weise als mit Gewalt und Aggression zur Geltung zu bringen hoffen, wenn ihre brüchige Scheinwelt durchschaubar wird, und sie dann schweigend und heldenhaft wie der bekannte "lonesome" Cowboy in der Dämmerung verschwinden. In der vielbeschwoeren Abwesenheit der Väter verdeutlicht sich in letzter Instanz diejenige Abwesenheit, die Männer gegen sich selbst herzustellen gelernt haben. Das Männer-Lernmodell präsentiert sich vielen Jungen vermittels des Vaters als Hülle, als bedeutungsschwer erscheinende Leere, als angestrenzter, unerschütterlicher, unerreichbarer Treitmühlen- und Laufbandbenutzer. So zu sein und zu leben lernen sie.

Eine häufige Übung vieler Männer/Väter besteht darin, sich gegenseitig die erschwundenen und auch wirklichen Erfolge zu präsentieren, vorzuführen, wie cool und überlegen Mann diese oder jene Problematik gelöst habe, wie herrlich Mann sich durchzusetzen imstande war, wie doof die anderen seien, usw. Das ist also auch Männerleben: Mann muss sich groß tun, alle Welt beeindruckend, zu Bewunderungstürmen hinreißen können, erzählen, was für großartige Seiten Mann an sich hat und wie erfolgreich und durchsetzungsfähig Mann in diesem Leben ist.

Natürlich tritt mitunter auch das absolute Gegenteil davon zu Tage: Jammern und Klagen um die elenden Verhältnisse, die verlogenen Sippschaften, die miesen Umstände, hauptsächlich dann, wenn zuviel Alkohol getrunken wurde. Alkohol ist kurzfristig gut dazu, um die überschwappenden, unangenehmen Gefühle zu vertreiben und in sentimentaler Selbstbeklagung zu verschwimmen. Eine fatale Grundtatsache aber lässt immer wieder und unnachgiebig all diese Bemühungen ins Leere laufen. Die tabuisierten Gefühle sind nicht zum Verschwinden zu bringen, sondern melden sich hartnäckig und lassen sich einfach nicht endgültig unterkriegen. Nun gilt es, gut Versteck zu spielen, gut zu vertuschen, was alle mehr oder weniger fühlen. Eine Gesellschaft von Verheimlichern, Versteckspielern - wie können da persönliche Gespräche möglich werden? Und was lernt da Junge und Sohn von diesen Vätern und Männern?

Mindestens lernt er, dass das Großtun, das Heldenspielen zum erfolgreichen Männerleben dazugehört, aber um welchen Preis? Nehmen wir einmal an, der Junge bzw. Sohn ist wie alle Kinder ein sehr genauer Beobachter, der sich nicht so leicht betrügen lässt. Dann kann dieses Spiel auch abstoßend und erschreckend auf ihn wirken. Die sich so vorführenden Väter scheinen nicht nur sich selbst, sondern nun auch sich gegenseitig einzuseifen, eine für den Jungen ungläubwürdige, aber

doch auch modellhafte Inszenierung, bei der ein erheblicher Teil des Lebens auf der Strecke bleibt, derjenige nämlich, der die sogenannten Schattenseiten des Lebens, die Niederlagen, Misserfolge, Fragen, Unsicherheiten, Fehler, Ängstlichkeiten umfasst. Dem Jungen wird eine Fassade scheinbarer Dauererfolge und Größe vorgegaukelt, verknüpft mit der Anstrengung, alles andere unsichtbar zu halten. Eine derartige Aufspaltung des Lebens in Fassade und Geheimhaltung erzeugt notwendig Angst vor Entdeckung und setzt geschickt getarnte Vermeidungsstrategien voraus.

Auf diese Weise beginnt Mann/Junge nach Möglichkeiten zu fahnden, sich unangreifbar, zur "Festung" zu machen. Er versucht, Macht auszuüben, überlegen sein zu können, Fragen und persönliche Gespräche zu vermeiden, um der Gefahr des Aufdeckens seiner Schatten zu entgehen. Er bemüht sich nach Kräften, undeutlich zu bleiben, aber auch alles schon zu wissen, auf Vollkommensein zu hoffen, sich an einmal gefundenen "Universallösungen" unbedingt festzuhalten und jede Kritik als Zumutung aufzufassen. Aus Sicherheitsgründen beantwortet er alle Anfragen zunächst stereotyp mit "Nein". Die Beantwortung der eigenen schlaue klingenden Fragen unterbleibt bzw. muss nicht ernst genommen werden, weil Mann diese Fragen nicht wirklich an sich und andere stellt, denn er ist ja schon der Beantworter aller Fragen. Er hat prinzipiell keine Zeit, ist stets überfordert, aber der Beifall und die Bewunderung dürfen nicht fehlen. Selbst der als wohltuender Ausweg aus dieser Anstrengung erscheinende Rückzug aus der Welt des Naheseins, Sprechens, Kommunizierens, die vielseitig eingeübte "Robinsonade", die heroische Einsamkeit des Langstreckenläufers wird zur Präparation für das nächste Heldenstück benutzt, mit dem er dann endgültig ganz groß rauszukommen hofft.

Dieses ganze Männerstück, das die Jungen sich da von den Heldenstücken der Väter und Männer abzugucken versuchen, erscheint als eine einzige grandiose Selbstvermeidungsinszenierung, in der vor allem eines deutlich wird: Mann will und kann sich nicht als ein werdender, immer wieder neu beginnender, immer wieder fehlerhafter und für sich selbst sorgender Mensch begreifen lernen. Kein Wunder also, daß Jungen Angstgefühle bekommen, wenn sie denken, sich auf diesen Markt behaupten zu müssen, ähnlich der Angst, die sie gegenüber den sich vorführenden Heldenstücken gespürt haben. Auch diese Angstgefühle, die nichts anderes als Stellungnahmen zum Selbstbetrug, dem eigenen wie dem der anderen darstellen, müssen mit Macht niedergehalten werden. Mit diesen Lebensstrategien verunmöglicht Mann/Junge sich eine kooperative und selbstbestimmte Lebensentwicklung. Und so erscheint jeder Lebensort, den sich die Jungen zurechtzimmern suchen, immer nur der Erfüllung ihrer Hoffnungen auf Größe, der Unentdeckbarkeit ihres Selbstbetruges oder der Entlastung von ihren unausbleiblichen Selbstenttäuschungen dienen zu müssen.

"Mann darf nicht ..."

Kurz gefasst: Die Zurichtung des Jungen zum Mann erfolgt weitreichend negativ. Junge/Mann lernt nicht, was Mann/Mensch sein kann und möchte, sondern vorrangig zunächst, was Mann nicht sein darf. Und was nicht sein darf, das darf nicht zu Tage treten. Zugleich lernen Jungen, sich an einer fixen Idee, einer Größenvorstellung zu messen, die unausbleiblich mit Gefühlen der Selbstenttäuschung und Scham verknüpft ist. Auf diese Weise lernen sie eine Art Krieg gegen sich selbst zu führen. Die Gewalt, die die Jungen und künftigen Männer sich auf diese Weise selbst anzutun lernen, ist immer auch mögliche Gewalt gegen andere, die sie zur Erfüllung ihrer Größenhoffnungen und Gefühlsvermeidungen zu instrumentalisieren suchen. So strukturiert Mann je individuell die gesellschaftliche Wurzel für die Gewalt in der Welt. Und so zeigt es sich eben auch oft in dem immer wiederkehrenden Scheitern der aggressiven, auf Beifall und Sieg orientierten Kontaktsuche der "kleinen Helden in Not" als dauernde Selbstbehinderung und zugleich Handlungsvergewisserung. Es sieht so aus, als würden Männer und Jungen sich beständig die Tür zur eigenen, kooperativen Entwicklung zuschlagen müssen, um als Mann zu gelten.

Zu Beginn dieses Jahrtausends scheint das immer noch der Weg vieler Jungen zu sein, wiewohl wir es heute auch mit einer zunehmenden Polarisierung zu tun haben. Auf der einen Seite nimmt das Nachdenken vieler Männern über sich selbst, über diese Selbstvergewaltigung oder Männerzurichtung zu. Auf der anderen Seite konstituiert sich scheinbar ein noch strammeres, noch härteres Bildnis vom Mann, auch in der neu-modischen Form des höchst flexiblen, modernen, gewinnsüchtigen, globalen, durchstartenden, immer optimistischen und erfolgreichen Karriere-Mannes, der dann auch noch auf eine Zukunft absoluter kommunikativer und verkehrsmäßiger Schnellst-Vernetzung, genetisch-biologisch gestylter Schmerzlosigkeit und Unsterblichkeit hoffen darf und der sich diesen Trampelpfad heutzutage dann mitunter auch noch, vor allem in der erfolgs- und gewinnsüchtigen "Upper Class", mit Frauen teilen kann.

Vatersehnsucht - Sehnsucht nach sich selbst

In dem reichlich bizarren Kriminalroman "Der gemeine kleine Faragui" des französischen Soziologen Sven Collin sucht sich der Junge Faragui der ständigen Erfahrung von Kälte, Abwehr, Mißachtung zu erwehren, indem er beginnt, alte Frauen umzubringen. Es scheint ihn wie einen Sog einzufangen, eine süchtige Suche nach Ausgleich der ihm unaufhörlich angetanen Demütigungen und Beschämungen. Er wird hierbei von einem unbeirrbarren Kriminalkommissar beharrlich die ganze mörderische Geschichte hindurch begleitet. Dieser Mann kann zwar seine Täterschaft Schritt für Schritt nachweisen, überführt ihn jedoch nicht und erkennt allmählich seine große Not und Gefangenschaft, aus der er ihn vorsichtig und einfühlsam zu befreien sucht. "So ein Pech, daß der einzige, mit dem ich reden möchte, zugleich der einzige ist, der mir im Weg steht", stellt der Junge über ihn fest (Collin 1994).

Mir erscheint diese äußerlich sehr abstrus wirkende Geschichte wie eine Metapher auf das widerspruchsvolle Verhältnis zwischen Vater und Sohn, Männern und Jungen. Die ambivalente Stellungnahme des Jungen dem Vater gegenüber, zwischen Nähe- und Unterstützungshoffnung einerseits und der Furcht vor dem Entdecktwerden der eigenen Schwächen andererseits wird hier angedeutet, eine Ambivalenz, die der Junge sowohl bei seinem Vater wahrnimmt als auch zugleich in seinem Denken sich selbst gegenüber herzustellen beginnt. So wie der Vater, mit dem er doch reden möchte, ihm im Wege zu stehen scheint, so lernt auch der Sohn sich selbst im Wege zu stehen, obgleich er doch bei sich selbst bleiben möchte. Ich denke, daß hier aber auch die große Hoffnung der Jungen darauf zum Ausdruck kommt, einen Vater anzutreffen, der sie wirklich unterstützt und sich nicht von ihrer Maskerade beschummeln und abschrecken läßt, weil er selbst von seiner Maskerade abzusehen lernt.

Bei den Vorstellungen, wie denn ein helfender Vater sein solle oder gewesen wäre, fallen immer wieder zwei Überzeichnungen auf. Zum einen könne die väterliche Hilfe darin bestehen, dem Sohn in der Realisierung traditionell-männlicher Größenmaßstäbe behilflich zu sein - eine reichlich groteske Vorstellung, wie der Vater dem Sohn dabei helfen könnte, in der Welt der Männer sich schmerzlos und erfolgreich von sich selbst zu entfremden und sich zum erfolgreichen Sieger zu mausern. Mitunter wird diese Auffassung noch durch die sehr verengt gehandhabte klinische Sichtweise verstärkt, "gesundes Mannsein" setze unumgebar Vaterpräsenz voraus. Im übrigen findet gerade diese Art "helfender" Vateraktivität ohnehin ständig statt und ist maßgeblich dafür verantwortlich, zwar normatives aber ansonsten doch recht ungesundes Mannsein zu etablieren. Zum andern solle der Vater als eine Art Befreier den Jungen aus der lebensbeengenden Umarmung durch die Mutter erretten und damit gelingendes Mannsein ermöglichen. Beide Sichtweisen scheinen, isoliert betrachtet, durchaus richtige oder bedenkenswerte Anteile zu enthalten. Eine durch den Vater erlernbare Durchsetzungsfähigkeit gegenüber der harten Männerwelt und die Befreiung aus einer zu starken Mutterumklammerung wären für die Söhne mitunter durchaus hilfreich. Aber beide Sichtweisen bleiben völlig einseitig und unvollständig, solange nicht der uns beherrschende männliche Verhaltenskodex kritisch hinterfragt und untersucht wird, wie er über Mütter und Väter auf die Söhne übertragen wird, und solange einzelne Prozeßbausteine im Heranwachsen der Jungen zu mythischen Konstanten vernebelt werden. Auch dadurch wird die Gefahr befördert, daß wieder nur an der Vater- und Männerweltidealisation sowie der Herabsetzung des Mütterlichen festgehalten wird.

Nach meinem Denkansatz bestünde das Heranwachsen der Söhne bzw. das Erwachsensein früherer Söhne auch und vor allem darin, sich selbst der helfende Vater zu werden, um damit den Söhnen endlich wirklich helfen zu können. Die durchaus berechtigte Vatersehnsucht vieler Männer verstehe ich demzufolge letztendlich als ein Symbol der Sehnsucht nach sich selbst. Es reicht also nicht, festzustellen, daß Kinderbegleitung selbstverständlich von beiden Geschlechtern liebevoll und aufmerksam gemeistert werden kann und Politik und Wirtschaft den Vätern mehr Zeit für Kinder ermöglichen müssen. Ein wirklich hilfreicher Vater wäre dann nur derjenige, der gemäß seiner eigenen Lebenspraxis nahe und beharrlich bei sich selbst zu leben versteht und nicht derjenige, der sich weiterhin erfolgreich einer Welt der Großartigkeit und Selbstverleugnung blindlings unterwirft und die Söhnen dazu veranlasst, diesen Mummenschanz für bare Münze zu nehmen. Möglicherweise ist es der Wunsch eines jeden Mannes, endlich diese väterliche Hilfestellung den Söhnen und sich selbst gegenüber einzunehmen.

2. Leben mit Jungen in Kindertageseinrichtungen - Bausteine für eine geschlechtssensible und gewaltpräventive pädagogische Konzeption

2.1 Heldenspieler im Frauengarten: Problemsichten / Konfrontationen / Widersprüche

Leben mit schwierigen Jungen - Schwieriges Leben mit Jungen?

Jahrzehntelange Erfahrungen in der Fortbildung und Beratung in Berliner Kindertagesstätten bestätigten immer wieder die anfangs zusammengetragenen Daten, dass die übergroße Mehrheit der uns als auffällig genannten Kinder die sogenannten aggressiven Jungen seien.

Dieser Fakt relativiert sich natürlich insofern, als diese auffälligen Jungen gemessen an der Gesamtzahl der Kinder und Jungen in den Einrichtungen immer nur eine Minderheit darstellen. Nach subjektiven Schätzwerten der ErzieherInnen in 97 von uns befragten evangelischen Einrichtungen in Berlin und Brandenburg wurden 16 Prozent der Kinder, davon wiederum 70 Prozent Jungen als auffällig bezeichnet. Das sind in einer Einrichtung mit 100 Kindern: 16 auffällige Kinder, d.h. 11 Jungen und 5 Mädchen.

Betrachten wir diese nun konkrete mögliche Situation: 11 sogenannte auffällige Jungen in einer Schar von insgesamt 52 Jungen (ein geringfügiger Überhang von Jungen scheint die Regel zu sein) und 48 Mädchen, dann fällt natürlich auf, warum denn, wenn ich den oftmals überbordenden Klagen und Sorgen vieler Erzieherinnen folge, diese doch eigentlich kleine Problemgruppe ein mitunter so großes Gewicht erhält. Dabei fällt ein weiterer Widerspruch auf. Erzieherinnen betonen oft, dass Kinder doch Kinder seien und unterschiedliche Verhaltensweisen bei Jungen und Mädchen in diesem Alter kaum Bedeutung hätten. Andererseits überwiegt dann die Klage über die unruhigen, lauten, bewegten, aggressiven Jungen, die immer um Anerkennung buhlten, ihre Schwächen versteckten und Stärke und Überlegenheit demonstrierten. Aber auch positive bis idealisierende Zuweisungen werden benannt, wie etwa: Jungen seien eher direkt, offensiv, einfallsreich, schlau und mutig, im Gegensatz zu mitunter eher als zickig und hinterhältig charakterisierten Mädchen.

Einerseits weisen solche Auffassungen darauf hin, dass sich hinter dem geschlechtsneutralen Anspruch durchaus geschlechtsbezogene Voreingenommenheiten verbergen, durch die pädagogischer Alltag und Wahrnehmung unbemerkt gewertet wird. Andererseits scheinen Jungen in der Kindertageseinrichtung, aber auch in diesbezüglichen Fortbildungen und Beratungen immer wieder in vielerlei Hinsicht, meist jedoch belastungsorientiert zum Gesprächsmittelpunkt gemacht zu werden

Eine genauere Erklärung dieser Problemsicht ließe sich wohl nur dann erarbeiten, wenn wir eine Reihe von hier wirksamen Faktoren mit berücksichtigen:

- Auf dem Hintergrund der oben verdeutlichten Probleme der Jungensozialisation/Männerzurichtung können offensichtlich für viele Jungen bereits im Kindergarten-Alter in einem weiblich dominierten Lebensbereich eine Vielzahl von Konfrontationen, Konflikten, Zurückweisungs- und Enttäuschungserfahrungen entstehen.

- Die Wahrscheinlichkeit ist sehr hoch, dass hierbei immer wieder der positive Entwicklungsansätze oftmals ausschließende "Störungsblick" auf diese oft unruhigen, überaktiven Jungen, und zwar im Kontext einer eher "braven, netten und ordentlichen" auf traditionell weibliche, hausfrauiche Lebensmuster fixierten Einrichtung überwiegt. Zu vorschnell, unüberlegt und einseitig kann den Jungen als dem "unbekannten Wesen" die rote Karte gezeigt werden.

- Eventuell stellt gerade diese kleine Gruppe Alltagsstress, Gewohnheit, Routine, Raumeinengung, Vereinheitlichungswunsch, Hektik, Monotonie, Langeweile, landläufige Arbeits-, Erfolgs- und Lebensmuster in Frage. Gerade sie, die als schwierig, verhaltensauffällig oder gar gestört benannten Jungen, stoßen möglicherweise an die Grenzen traditionell-konservativ gehandhabter und auch an vielfältigen Mängeln leidenden Institutionsstrukturen und Erziehungsauffassungen.

- Hinzu kommt, dass insgesamt Kinderleben heute, wie es oft beklagt wird, deutliche Mängel in der Entwicklung eigenständiger Spiel- und Sozialerfahrungen aufweist. Zuviel Bewegungs- und Ideenarmut, zuviel Beschleunigung und Selbstferne, zuviel Terminierung, Kontrollierung und Organisierung der Lebensvollzüge kann dazu beitragen, dass zu produzieren, was beklagt wird: das sogenannte schwierige Kind bzw. der sogenannte aggressive Junge.

Grundsätzliches zum Begriff: "Schwierige Kinder"

Um die weithin gebräuchlichen und oftmals sehr eng verstandenen Begriffe "Verhaltensauffälligkeit" oder gar "Verhaltensstörung" etwas zu relativieren, möchte ich sie auf die Gesamtsicht unseres Lebens mit schwierigen Kindern bzw. besser noch unseres schwierigen Lebens mit Kindern erweitern. Erst in diesem Kontext gerät derjenige Anteil deutlicher in Sicht, den wir Erwachsenen an der mitunter schwierigen Entwicklung der Kinder haben. Von zentraler Bedeutung wird in dieser Sichtweise der Zusammenhang zwischen der Erwachsenenwelt und den uns als problematisch oder schwierig genannten Kindern, das heißt, die Verdeutlichung des hochkomplexen Beziehungs- und Übertragungsgeschehens zwischen den Erwachsenen in ihren Denkweisen und Lebensmustern und diesem sogenannten "Problemkind". Die einseitige Reduktion der Kinder auf gestörte oder kranke Beobachtungsobjekte und Symptomträger gemäss dem klassischen medizinischen Behandlungsmodell, das ja oftmals auch auf die klinische Psychologie übertragen wird, soll hierbei, ohne allerdings deren Bedeutung zu schmälern, relativiert werden können. Aus dieser Sicht heraus können wir damit beginnen, die mitunter ziemlich dramatischen Geschehnisse zwischen der Erzieherin-Frau und ihrem überwiegend männlichen "Problemkind" genauer unter die Lupe zu nehmen.

In einer Fortbildung stellte uns eine Erzieherin in einem Interviewspiel ihren Problemjungen Tobias in folgender Weise vor:

"Guten Tag, ich bin Tobias, fast 6. Und ich bin ziemlich stark und ich kann alles. Seit drei Jahren bin ich schon hier im Kindergarten, bei der Brigitte. Aber die hat noch andere 14 Kinder. Schwierig, an die ranzukommen. Heimlich find ich sie irgendwie nett, aber ... die ist vielleicht immer sauer auf mich und meckert und meckert ... ich weiß auch nicht, sie guckt dann so komisch, irgendwie enttäuscht und unglücklich ... ach Mann, ich wünschte, ich wär` dann ein anderer, aber geht nicht. Denn ich hab da irgendwie `ne Masse Probleme, ich kann nicht richtig lange still sitzen, ich weiß auch nicht, wie`n Flitzebogen komm ich mir vor. Und ich krieg so `ne schreckliche Wut im Bauch, wenn`s nicht so geht, wie ich will, oder wenn ich irgendwas machen soll, wie`s die Brigitte will oder die anderen. Am liebsten möchte ich schnell ganz groß sein, da kann mir keiner mehr was. Irgendwie fühl` ich mich so oft nicht richtig, so blöd und klein, keiner macht, was ich will, ich pass` nirgends hin ... da kann ich manchmal nur noch laut schreien und trampeln und rennen und hauen, auch die Brigitte, die blöde Tussi, ... und keiner da, der mir weiterhilft. Mutti, die hat nicht viel Zeit für mich, rennt immer rum, hat viel zu tun, vor allem mit meiner kleinen Schwester Lisa. Und dann giftet sie immer so mächtig rum mit Vati, weil der nichts macht. Gemein, wenn die sogar dann noch anfangen sich zu kloppen, das kann ich schon gar nicht aushalten, dann werd ich ganz irre. Vati führt sich sowieso nur auf. Und selten nur kriegt der mal `nen Rappel und nimmt mich mit auf den Sportplatz oder einfach raus hier. Richtig elend ist mir manchmal, ja, irgendwie, ... Scheiße. Dann denke ich, es kracht, und der Terminator kommt vorbei und nimmt mich mit auf seinen Riesenschlitten und hilft mir endlich. Dann werden die alle aber staunen. Dann werd` ich sagen, so, jetzt machste endlich was ich will und jetzt bleibste hier und jetzt darf ich einfach mal schreien oder ... ich reiß Dir den Kopf ab und nagel` Dich an die Wand ... ja. "

Und dann stellte sich die Erzieherin selbst vor:

"Ich heiße Brigitte, bin 34 Jahre alt, schon ziemlich lange im Beruf, müsste doch eigentlich das alles besser können. Aber dann passiert mir das immer wieder, mit dem Tobias. Ich könnte die Wände hochgehen, manchmal, heulen vor Wut und Verzweiflung. Dann weiß ich nicht mehr weiter, total hilflos, ausgebootet von diesem Minimonstermann, das darf doch nicht wahr sein. Und immer wieder dasselbe, wie auf der Stelle treten. Am liebsten möchte ich diesen Beruf hinschmeißen oder diesen saublöden Tobias rausschmeißen oder sonstwas. Und die Kollegen gucken schon so genervt, die anderen Eltern beschwerten sich auch, weil ihre zarten Kindlein immer mit blauen Flecken nach Hause kommen. Und diese verdammten Eltern von Tobias, diese schwatzhafte Mutter, die einem gar nicht zuhört, und dieser mauernde Vater, der sich nicht blicken lässt. Die überlassen einfach alles mir, können auch nur hilflos glotzen und sich dünne machen, wenn`s um die Wurst geht, mit denen krieg ich auch nichts hin ... und dabei mag ich den Tobias doch gerne ..."

Wir können vermuten, dass Tobias bereits viele Enttäuschungserfahrungen, zuviele in seinem kurzen Leben, gemacht hat. Wir sehen seine unbändige Wut, mit der er alle seine Gefühle des Kleinseins, der Ausgeliefertheit und des Verlassenseins wegschwemmen möchte. Vielleicht wird vor diesem Hintergrund verständlicher, warum er erst einmal gegen die anderen, gegen eine ganze Welt gedachtet und befürchteter Feinde, auch gegen Brigitte, so brachial zu Felde ziehen muss.

Aber auch die Notlage der Erzieherin im Kontext beruflicher, institutioneller, geschlechtsbezogener und persönlicher Zusammenhänge wird sichtbar.

Problemverhalten ist letztendlich nichts anderes als eine erlernte Form der Lebensbewältigung des Kindes, eine Art kreativer Selbstbehauptungsversuch unter ungünstigen Lebensumständen. Es wird erlernt unter der Bedingung dauernder oder sich wiederholender Angst machender Einschränkungs- und Widerspruchserfahrungen, die die beteiligten Erwachsenen aus ihrer eigenen Kindheitserfahrung, aus ihrer Lebensaneignung und ihren hieraus resultierenden Denkweisen auf ihre Kinder übertragen. Um zu überleben und um den eigenen Entwicklungsinteressen auch nur annähernd zu entsprechen, kann das Kind oftmals nichts anderes, als eben gerade dieses Verhalten erlernen, welches sich zugleich als Lebensbehinderung erweist.

Besser wäre es also, wir sprächen des öfteren von den Schwierigkeiten aus unserem Leben mit Kindern. Nicht das "Problemkind" also hätte sich zu ändern, nein, wir, die Erwachsenen ändern uns, jedenfalls zunächst. Der polnisch-jüdische Pädagoge, Kinderarzt und Kinderbuchautor Janusz Korczak formulierte das in den dreißiger Jahren so: "Habe Mut zu Dir selbst und suche Deinen eigenen Weg. Erkenne Dich selbst, bevor Du Kinder zu erkennen trachtest. Leg Dir Rechenschaft darüber ab, wo Deine Fähigkeiten liegen, bevor Du damit beginnst, Kindern den Bereich ihrer Rechte und Pflichten abzustecken. Unter ihnen allen bist Du selbst ein Kind, das Du zunächst einmal erkennen, erziehen und ausbilden musst. Es ist einer der bösesten Fehler, anzunehmen, die Pädagogik sei die Wissenschaft vom Kind - und nicht zuerst die Wissenschaft vom Menschen."

Kinder begreifen, heißt merken, was ich tue. Nicht "Erziehung", was auch immer das sein soll, wirkt auf das Kind, sondern vor allem die Person in ihren Gedanken und Gefühlen, mit ihren von Kindesbeinen an im Kontext lebensweltlicher Gegebenheiten erlernten Lebensbewältigungsmustern und Denkweisen. Unumgänglich realisieren wir immer nur dasjenige Verhältnis mit Kindern, das wir zu uns selbst zu leben gelernt habe. Zu wissen, warum und wie ich Kindern gegenüber das tue und jenes lasse, gehört zum wichtigsten, qualitätsbestimmenden Handwerkszeug für pädagogische Berufe. Das Lebendige, Aufregende, Spannende im Zusammenleben mit Kindern kann eben gerade darin bestehen, lernend und neugierig der eigenen Lebens-Lern-Geschichte immer wieder nahezutreten. Und das heißt: Von den Kindern lernen. So kann der Erwachsene sich selbst als die Bedingung für die Veränderung der Lebensprozesse des Kindes verstehen. Sich als Pädagoge / Pädagogin im Rahmen der institutionellen und konzeptionellen Strukturen hinterfragen und immer wieder neu verorten zu lernen ist der erste und wichtigste Angelpunkt verändernden Handelns, wenn wir Kindern in Not, wie hier unseren Jungen, zu helfen versuchen wollen. Vor allem aber wird damit die Gefahr reduziert, unausgesprochene und unbearbeitete Probleme der Personen und Institutionen auf dem Rücken der Kinder auszutragen.

Kindertageseinrichtung: ein traditioneller Mädchen- und Frauenort

Die Kindertageseinrichtung ist wie die Grundschule vor allem ein Frauenort. Zwar wachsen Jungen koedukativ heran. Ihre institutionelle Lebenswelt ist jedoch weitgehend durch oft sehr traditionell praktizierte weibliche Lebensmuster geprägt. Der Widerspruch zwischen männlicher Härte- und Siegerorientierung auf der einen Seite und den Ansprüchen der Institution auf der anderen Seite, wie etwa: gemeinschaftsfähig, emotional, einfühlsam zu sein, zerrt an den Jungen. Entsprechen sie diesen ja durchaus legitimen pädagogischen Ansprüchen, befürchten sie, in der Welt der Jungen und Männer verlacht zu werden. Versuchen sie, sich nach den Männlichkeitsnormen zu strecken, um nicht herauszufallen, müssen sie mit Konfrontationen, Strafen, Reglementierungen in der Institution rechnen. Diese zentrale Widerspruchserfahrung im Jungenleben können wir nicht grundsätzlich auflösen, weil sie Bestandteil der gesamten uns umgebenden männlichen Lebenskultur ist, nach der sich Jungen so gut es geht zu strecken versuchen müssen. Wir haben sie aber mit zu berücksichtigen, wenn wir über unser Zusammenleben mit Jungen und über geschlechtssensible Pädagogik nachdenken.

Die durch Frauen geprägte Lebenswelt in der Kindertageseinrichtung steht nun keinesfalls nur in Frage. Aber unter Umständen verengt sich der pädagogische Alltag der Jungen auf diejenigen Lebensspraxen, die die traditionelle Hausfrauen- und Mutterrolle charakterisieren: zwar liebevoll, umsichtig, fürsorglich, aber auch sauber, nett, ordentlich, fein, ängstlich, brav, übervorsichtig, wenig wagemutig, risikobereit, expansiv, körper- und aktionsbezogen. Raumgestaltung, Spiele, Angebote gleichen überwiegend dem, was Mädchen erleben oder zu leben gewohnt sind. Typische Jungeninteressen, wie etwa Handwerk, Kräfte messen, Fußball, Raufen, Toben, Heldenidole, usw. kommen da meist zu kurz. Erzieherinnen, die sogenannte männliche Interessen aufgreifen, müssen damit rechnen, belächelt zu werden. Ihnen wird eventuell nachgesagt, dass sie ihren heimlichen Kinderwunsch, ein Junge sein zu wollen, nachzugehen suchen, was unter Umständen ja auch

stimmen kann. Teilnehmerinnen unseres Projektes HELDENSPIELE(R) hatten es jedenfalls nicht immer leicht, ihr Engagement für Jungen zu rechtfertigen. Das Bewusstsein über geschlechtspezifische Probleme ist in Kindertageseinrichtungen nur wenig ausgeprägt, zumal hiermit das eigene noch unhinterfragte Verhältnis zum traditionellen Frauen- und Männerbild in Frage gestellt werden kann. Letztendlich kann trotz offenkundiger und selbstverständlicher Koedukation von einem sogenannten heimlichen Lehrplan gesprochen werden, der unbemerkt nach Mustern traditioneller Mädchen- und Frauenrolle ausgerichtet ist. Zugespitzt formuliert könnte also die typische Kindertageseinrichtung als traditionelle Mädcheninstitution charakterisiert werden. Verstärkend hinzu kommt, dass das Ideal einer geschlechtsneutralen Pädagogik weithin vertreten wird, ein Anspruch, der gewissermaßen dauernd nach Maßgabe eigener unreflektierter Verhaftetheit im traditionellen Geschlechterdenken unterlaufen wird. Die Aufdeckung dieser Struktur kann bedeuten, dass Erzieherinnen sich gemessen an diesem Anspruch als Versagerin und die Illusion ihrer traditionellen Geschlechterauffassungen als gefährdet denken müssen. Eher geschlechtsreflektierte Erzieherinnen wiederum setzen allzuoft und selbstverständlich ihre Priorität in Richtung auf die tatsächliche oder gedachte Benachteiligung bzw. Behinderung der Mädchen durch traditionelle Geschlechterverhältnisse.

Ein pädagogischer Ort, der beiden Geschlechtern gerecht werden möchte und zugleich die engen traditionellen Geschlechtsrollen zu überwinden versucht, müsste von dieser einseitigen Orientierung abrücken können. Demzufolge wäre die geschlechtskritische Selbstreflexion der PädagogInnen eine unumgehbare Voraussetzung für eine geschlechtssensible Pädagogik.

Pädagogische Selbstreflexionsarbeit: Frausein - Mannsein - Gewalt

Die eigene Haltung zum Frausein und Mannsein, wie sie sich dann auch im pädagogischen Alltag zeigt, war einer der hauptsächlichen Inhalte unserer Auseinandersetzungen im Projekt HELDENSPIELE(R).

In einer Fortbildung im Rahmen unseres Projektes arbeiteten wir an der Frage, wie die anwesenden Männer-Erzieher und Frauen-Erzieherinnen ihre jeweilige geschlechtstypische Orientierung erlernt haben und verdeutlichen können. In Rollenspielen sollten diesbezügliche zentrale Erfahrungen dargestellt und ausgewertet werden. Die Erzieherinnen-Mädchen stellten sich dann selbst in Beziehungen zu wichtigen Bezugspersonen ihrer Kindheit dar. Es überwog dabei die Sicht auf ein braves, stilles, befürsorgtes, zurückhaltendes, eingeschränktes, ängstliches Mädchenleben. In der Auswertung jedoch bemerkten dann die Spielerinnen, daß sich ihre Mädchenerfahrung nicht nur in dieser Weise abgespielt hätten; es seien auch andere aktivere und expansivere Erfahrungen gemacht worden, aber diese Art der Lebensprägung sei wohl doch noch von größerer Bedeutung als vermutet und entspräche wohl eher einem traditionellen Frauen- und Mutterbild.

Die Erzieher-Jungen stellten sich ohne Erwachsenen dar. Sie spielten eine Indianer-Jungengruppe, in der jeder um die Häuptlingswürde und um Gefolgschaft zu kämpfen versuchte.

In der Auswertung wurde bemerkt, daß die Jungen sich eben schon frühzeitig alleine durchs Leben zu schlagen und ihre Rolle zu spielen versuchen müssten, während die Mädchen noch an der Hand der Mutter oder einer anderen Fürsorge-Person gingen. Andererseits würden gerade doch Mädchen eher an verantwortliche und umsichtige Tätigkeitsbereiche des täglichen Lebens herangeführt werden. Beides hätte sowohl positive als auch negative Seiten. Sogenannte brave Mädchen würden sich auf diese Weise auf Fürsorge, Begleitung, Unterstützung, also auf eher sozialkompetentes Verhalten vorbereiten, dabei aber auch Einschränkung, Bremsen, Abhängigkeit erfahren. Sogenannte kämpfende Jungen würden eher auf Konkurrenzkampf, Gefühlsabwehr, Selbstverleugnung orientiert werden, aber auch Eigenständigkeit, Mut, Selbstbestimmung ermöglichen können.

Gerade für Pädagoginnen ging und geht es letztendlich darum, sich Klarheit über die eigenen Gefühlsstellungen und Denkgewohnheiten gegenüber den sich unterschiedlich in ihrer widerspruchsvollen Suche nach Männeridentität präsentierenden Jungen zu verschaffen. Die Wahrscheinlichkeit ist sehr hoch, dass gerade Frauen auf der Basis ihrer durchaus legitimen Denkweisen, hier könnten sich Keime für die Entwicklung der befürchteten männlichen Übergriffigkeit und Machtanmaßung zeigen, den Jungen gegenüber Gefühle der Abwehr aufbauen.

Oder etwa hier nähme sich einer das Recht heraus, seine Wut zu zeigen, wo doch gerade Frauen gelernt haben, sich solcher Gefühlsstellungen zu enthalten.

In Verknüpfung mit der Reflexion solcher verborgenen, auf Jungen übertragbaren Denkweisen und Gefühle sollten wir uns immer wieder vor Augen führen, daß dieser nervende Junge weder ein kleiner noch ein großer Mann, sondern ein Kind ist, das sich mit zahlreichen Krankheiten und Zumutungen dieser Welt herumschlagen muß, um zu leben. Was ihm weiter hilft, ist letztendlich unsere Fähigkeit,

ihm gegenüber nicht zu verschwinden, sondern selbstwissend und selbstfragend bei ihm stehen bleiben und ihn begleiten zu können.

Mit zu berücksichtigender Denkhintergrund ist hierbei auch die öffentliche Darstellung oder vielleicht besser Skandalisierung der Aggressionen und Gewalt an den Schulen, die uns in vielen Gesprächen im Rahmen unseres Jungenprojektes beunruhigt und beschäftigt hat. Was nimmt da eigentlich zu, fragten wir uns - könnte es nicht auch das Medienbombardement selbst sein, das beständig auf uns einhämmert? Und wenn es auch nur annähernd zutreffen sollte, was da durch die Presse geistert, was sollte dann also mit den vielen um sich schlagenden Jungen geschehen? Denn daß es sich auch in den Schulen bei den "Problemfällen" überwiegend um Jungen handelte, war nicht zu übersehen. Der für die psychologische Problemerkennung geläufige Zugriff auf die Analyse der individuellen Biographie, der einzelnen Problem- und Familiendynamik dieser Jungen scheint hierbei nicht mehr auszureichen. Diese Jungen mit einem "Aggressionssyndrom" etikettiert in die Therapie zu entlassen, möglicherweise sogar noch mit einer neurophysiologischen Diagnose, die dann den entsprechenden Tablettenkonsum zur Ruhigstellung nach sich zöge - das kann nicht alles sein, was wir in pädagogischen Arbeitsfeldern an Erklärung und Praxis zu leisten vermögen und benötigen.

Eine relativ einfache Feststellung ist als Schlussfolgerung aus dem bisher Ausgeführten unübersehbar, nämlich, daß wir über Jungenkindheit im Kontext männlicher Lebenswelt und oftmals weiblich geprägter Pädagogik-Strukturen immer noch viel zu wenig wissen. Jungenentwicklung einfach nur isoliert als je individuelle Lebens-Lern-Geschichte zu betrachten, ist zwar in bezug auf einzelne helfende, pädagogische und therapeutische Entscheidungen durchaus sinnvoll, von einer wissenschaftlichen Gesamtbetrachtung des Problems her jedoch unzureichend. So verständlich der weit verbreitete Wunsch ist, die Kinderwelt möge sich fern der oftmals enttäuschenden und beunruhigenden Weltrealität als heil und friedlich erweisen, so wenig kommt Pädagogik um die Einsicht herum, Kindheit auch als Abbild der Welt zu erkennen. Kinder spiegeln uns, wie es im Leben zugeht. Wie sollte auch das alles, was "da draußen" passiert, nicht in dem enthalten sein, was uns Kinder aufführen und wir mit ihnen? Dass Ausländer angefeindet werden, existenz- und lebensvernichtende aber profitträchtige Geschäfte gemacht werden, daß manche Leute ihren Fuß nicht vom Gaspedal zu nehmen bereit sind, daß Hedonismus und Verantwortungslosigkeit zu weit verbreiteten Verhaltensweisen gehören, daß der Griff zur Zigarette, zum Alkohol normal sein soll, daß auch das Totschießen auf dieser Welt "normal" ist, daß die Familie statistisch gesehen der Schauplatz der meisten männlichen Gewalttaten darstellt - das alles soll an Kindern spurlos vorübergehen? Nein, was auch immer die Welt der Erwachsenen bereit hält, das leben und erleben wir mehr oder weniger auch mit und in unseren Kindern! Und gerade dies zeigt sich vor allem bei den Jungen, die sich auch im Rahmen der Institution Kindertagesstätte auf den Weg machen, in dieser ihnen überall vorgeführten Männerwelt "richtige" Männer zu werden.

Die folgende kleine Jungengeschichte von Tim Rohrmann aus dem Buch "Junge, Junge - Mann, o Mann" kann helfen, die Widersprüchlichkeit dieses Problems zu illustrieren: "Der zweijährige Michael hat sich beim Spielen in einem steinernen Wasserbecken weh getan und will herausgehoben werden. Der aufpassende Babysitter weigert sich und sagt zu ihm: 'Ist das ein Junge oder ein Mädchen? Ach, Du heißt Michaela! - Wenn Du Micha heißt, kommst Du da auch alleine raus.' Der Junge schafft es heulend herauszuklettern. Der Mann nimmt ihn nun liebevoll zu sich auf die Bank und legt den Arm um ihn: "Wer 'n großer Junge mal werden will - das kann doch nicht schlimm sein. Bis Du heiratest, ist alles wieder weg." Etwas später, zwischenzeitlich ist der Junge noch mal hingefallen, kommt die Mutter. Mit einem Schwall von Besorgnis und Mitgefühl: 'Micha, mein Junge, bist Du hingefallen? Mein armer Junge! Och, bist Du nass? Hast Du Dir weh getan?'" (Rohrmann 1994, S.99).

Wie sollen nun Menschen als Mann oder Frau leben lernen? Wie möchten wir, dass Jungen oder Mädchen heranwachsen können? Welche Freiheit haben sie eigentlich überhaupt, zu wählen? Welche Unbequemlichkeiten müssen sie in Kauf nehmen, wenn sie andere Wege, als die vorgegebenen gehen wollen? Und wie möchten wir das unseren Jungen (und auch Mädchen) beibringen?

Die Zeitschrift "Psychologie heute" (Nr. 12/1998) konstatiert zu diesem Thema: "30 Jahre geschlechtsspezifische Sozialisationsforschung haben nicht verhindern können, daß ein Geschlecht auf der Stelle tritt und es am Ende der 90er paradoxerweise heißt: der Mann, das unbekannte Wesen. Männerforschung war lange ein Tabu, weil sich über den Standardmenschen niemand Gedanken machen brauchte: Zielstrebig meisterte der Marlboro-Mann noch die größten Herausforderungen. Heute ist unumstritten, daß Forschungsbedarf besteht: Jungen sind anfälliger für Krankheiten und sozialen Stress, sie begehen häufiger Selbstmord als Mädchen und erwehren sich

ihrer Schwäche mit Faustschlägen. Was läuft in der Sozialisation von Jungen falsch? Wie sieht die Dynamik des männlichen Selbstwertgefühls aus?" Zurück bleiben Jungen, die, so der amerikanische Jungenforscher William F. Pollack in seinem Buch "Richtige Jungen", sich und der Gesellschaft massiv Probleme bereiten, nicht zuletzt deshalb, weil Wut heute immer noch die einzige erlaubte Empfindung für echte Männer zu sein scheint.

2.2 Exkurs: Krisen - Konfliktgeschehen - Wut im Bauch: Enttäuschte Helden im Frauengarten / Psychologische Sichtweisen und Konzepte für Wut und Aggressivität bei Jungen

Im Folgenden werde ich verdeutlichen, wie sich Aggressivität bzw. genauer gefasst: Angriffs- und Gewaltbereitschaft im Jungen- und Männerleben herstellt. Keinesfalls kann ich hier etwa den Anspruch einlösen, eine Gesamtsicht der Aggressionsforschung und ihrer unterschiedlichen Konzepte und Schulen zu vermitteln. Stattdessen möchte ich auf dem Hintergrund der obengenannten sich häufenden konfrontativen Erfahrungen mit Jungen in der Kindertageseinrichtung einen Baustein aus dem Gesamtprozess der Lebensaneignung besonders hervorheben und genauer unter die Lupe nehmen, um zu verdeutlichen, wie es zu der hochverdichteten Ansammlung von Gewaltbereitschaft und Bedrohtheitsanspannung in Prozess der Mannwerdung kommen kann. Dabei sind die Prozesse, die ich im folgenden darstellen werde, keinesfalls etwa auf das Mannsein beschränkt, sondern zunächst universell. Dass sie hauptsächlich eine Domäne des Männlichen sind, ist letztendlich unserer spezifischen Lebenskultur geschuldet.

Aggression als Erhaltung und Zerstörung von Leben

Im Alltagsgebrauch verwenden wir den Begriff "Aggression" meist für Tätigkeiten und Verhaltensweisen, die mit Bedrohung und Zerstörung verknüpft sind. Aber zum Beispiel einen chirurgischen Eingriff vornehmen oder einem bedrohten Kind helfen, das sind lebenserhaltende Vorgänge, die wir auch als aggressiv bezeichnen könnten. Aggression kann also zunächst durchaus als lebenserhaltende Fähigkeit, als eine Lebenspotenz betrachtet werden, die ebenso wie andere Gefühle Bestandteil unserer Lebensausstattung ist. Im Alltagsgebrauch werden nun Gefühle mitunter mystifiziert, etwa als unhinterfragbare, irrationale, unvernünftige Lebensqualität angesehen oder als die bessere, authentischere Seite unserer Lebensäußerungen idealisiert. Historisch betrachtet jedoch stellen Gefühle nichts anderes dar als eine spezielle Form der Erkenntnis, nämlich die je subjektive Gesamtbewertung einer Situation, über die sich einem Lebewesen auf schnellstem Weg über das Für und Wider, über Gefahr und Gewinn Entscheidungsmöglichkeiten erschließen können. Insofern sind Gefühle letztendlich überlebensnotwendige und zugleich erkenntnisleitende Stellungnahmen zum Leben.

Gefühle zu missachten heißt also, sich selbst zu missachten und dauernd in Gefahr zu bringen. Ihre Verknüpfung mit bestimmten Denkweisen nicht zur Kenntnis zu nehmen, ist jedoch nicht weniger gefährlich. Gerade im Fall aggressiver Gefühlstellungen kann dann nicht begreifbar werden, mit welchen Denkweisen Gefühle beeinflusst bzw. hervorgerufen werden, die unter Umständen zu verletzenden, lebensgefährdenden Handlungen führen. So bleibt die blindlings handelnde Person der unmittelbaren Ausgeliefertheit an ihre jeweiligen Gefühlsstellungen und den damit verknüpften Lebensumständen verhaftet. Andererseits kann es passieren, daß bestimmte Gefühlstellungen bzw. die sie auslösenden Situationen aus Angst vor den ahnbaren Erkenntnissen und deren mögliche Konsequenzen (Konflikte, Auseinandersetzungen, Ausgrenzungen) gefürchtet und gemieden werden. Konkret heißt das: Was mir meine Gefühlsstellungen darüber signalisieren, wie ich über mich selbst denke bzw. was ich von mir selbst im Kontext der von mir gedachten, realen oder auch gefürchteten gesellschaftlichen Normierungen einfordere, daß möchte ich also lieber nicht so genau zur Kenntnis nehmen. Um dem Problem, sprich: der Hinterfragung meiner je eigenen Denkweisen aus dem Weg zu gehen, versuche ich entweder das Hervortreten meiner diesbezüglichen Gefühle zu vermeiden oder ihnen unbedenklich nachzukommen, also etwa "Dampf abzulassen". Außerdem scheint es bei weitem effektiver zu sein, den anderen, der Welt, den Umständen die Schuld für meine unbegriffenen Gefühlsstellungen und hieran geknüpften Handlungen in die Schuhe zu schieben.

Gefühle und Gedanken stellen eine komplexe, unauflösliche, sich gegenseitig beeinflussende Einheit dar. Die weitverbreitete, aber psychologisch falsche Auffassung, Fühlen und Denken als getrennte Qualitäten zu betrachten, kann zur Folge haben, daß wir über unseren inneren Gesamtprozeß im Kontext äußerer Gegebenheiten nicht mehr verfügen können.

Aggression als eine Gefühlsstellungnahme kann je nach individueller Bewertung der Situation auf die Durchsetzung oder auch Behinderung bestimmter Interessen hinweisen. Etwas aktiv beginnen, in Angriff nehmen, sich selbst erhalten, Spielräume ausprobieren, sich behaupten, Selbstbestimmung entwickeln, beschützen, verteidigen, protestieren, Unrecht nicht billigen, Unterdrückung abwehren, Kritik üben, Widerstand leisten - das alles kann mit unserer "Wut im Bauch" zusammenhängen. Problematisch wird jene Form von Aggression, die Leben angreifen, gefährden, bedrohen, zerstören will. Um diese Form von Aggression, die letztendlich in Gewaltförmigkeit und Lebenszerstörung münden kann, überwinden zu können, müssen wir sie in Bezug auf die mit ihr verknüpften je individuell erworbenen Denkweisen und deren gesellschaftliche Vermitteltheit in ihrer Entstehung begreifen lernen.

Aggression als Reaktion auf Frustration wird gelernt

Betrachten wir zunächst die kleinste Einheit im dramatischen Geschehen. In der klassischen psychologischen Definition dieser Einheit wird Aggression stets mit der Erfahrung von Frustrationen verknüpft. Unter dem mittlerweile eingedeutschten und allgemein sprachgebräuchlichen Begriff "Frustration" sammeln sich vielerlei einzelne Vorgänge, wie etwa Enttäuschungen, Versagungen, Demütigungen, Zurücksetzungen, Beschämungen, Bloßstellungen, Misserfolge, Niederlagen usw. Dass jedes Lebewesen auf solche Vorgänge auch u.a. mit aggressiven Verhaltenweisen reagieren kann, ist eine ziemlich banale Alltagserfahrung, die von der empirischen Psychologie seit Jahrzehnten umfangreich untersucht, überprüft und bestätigt wurde.

Aggressive Gefühle können sich demzufolge aufgrund einer zunehmend eskalierenden und von der Person unter Umständen je selbst mit inszenierten Frustrationserfahrung auf dem Hintergrund verschiedener von außen oder innen wirkender Anforderungen aufbauen. Hoffnungen werden durch die eigene Gedankenlosigkeit, Unachtsamkeit und Ungeduld und / oder die der je anderen beteiligten Personen und Umstände enttäuscht. Die je anderen am Frustrationsereignis beteiligten Objekte, Vorgänge, Personen können beschuldigt werden, die jeweiligen Enttäuschungsgefühle verursacht zu haben. Zum Lachen bringen uns mitunter hierzu passende Geschichten wie die vom bekannten in die Luft gehenden HB-Männchen, weil wir in ihnen unsere eigenen Gefühle, Erfahrungen und Verhaltensweisen wiedererkennen. Wir amüsieren uns, äußern Schadenfreude darüber, daß nun dem je Anderen dieses Missgeschick passiert, über das wir uns im Ernstfall ebenso schwerwiegend-überflüssig erregen würden wie der uns vorgeführte Protagonist. Ich erinnere mich doch sehr gut, daß ich selbst den schuldlosen Hammer beschimpfte, mit dem ich mir, statt den Nagel zu treffen, auf den Finger geschlagen hatte. Meine Wut richtete sich auf magische Weise gegen den Hammer, in Wirklichkeit galt sie aber mir und meinem Ungeschick.

Die Frage, woher die Wut kommt, beantworten die beiden amerikanischen Psychotherapeuten Lazarus/Lazarus auf einfachste Weise damit, "dass wir die Wut erzeugen, indem wir an uns selbst und an andere unangemessene Forderungen stellen." (Lazarus/Lazarus, Der kleine Taschentherapeut, 1997/1999).

Die anderen sind schuld

Diesen mit der aggressiven Reaktion verknüpften besonderen Aspekt möchte ich noch genauer betrachten. Natürlich kann es auch Wutreaktionen geben, mit denen ich mich berechtigterweise gegen Bedrohung, Übergriff, Unrecht oder Machtanmaßung zur Wehr setze. Doch Wut als Selbstinszenierung besitzt eine zentrale Bedeutung für viele Lebensprozesse, die sich im Männerleben abspielen und in der Jungenkindheit angeeignet werden. Das hierbei oftmals erschreckende Phänomen ist der eklatante Mangel an Selbsteinsicht. Als deren Folge wird dann statt dessen alle Welt, nur nicht die eigene Person, zur Ursache der Wut gedacht.

Eine dieses Problem gut illustrierende und mittlerweile berühmt gewordene Geschichte von einem Mann, der ein Bild aufhängen will, erzählt der Psychologe Paul Watzlawick: Den Nagel zum Aufhängen des Bildes hat der Mann, nicht aber einen Hammer. Wohl aber besitzt der Nachbar einen Hammer. Also beschließt unser Mann hinüberzugehen und ihn auszuborgen. Doch da kommt ihm ein Zweifel: Was, wenn der Nachbar mir den Hammer nicht leihen will? Gestern schon grüßte er mich nur so flüchtig. Vielleicht war er in Eile. Aber vielleicht war die Eile nur vorgeschützt und er hat etwas gegen mich. Aber was nur, ich habe ihm doch nichts angetan? Der bildet sich da etwas ein. Wenn jemand von mir ein Werkzeug borgen wollte, ich gäbe es ihm sofort. Und warum der nicht? Wie kann man einem Mitmenschen einen so einfachen Gefallen abschlagen? Leute wie dieser Kerl vergiften einem das ganze Leben. Da bildet er sich noch ein, ich sei auf ihn angewiesen, bloß, weil er einen Hammer hat? Also jetzt reicht's mir wirklich. Und so stürmt der Mann zum Nachbarn hinüber, läutet, der Nachbar öffnet, noch bevor dieser "Guten Tag" sagen kann, schreit ihn unser Mann an: "Behalten Sie Ihren Hammer, sie Rüpel!" (Watzlawick, Paul, Anleitung zum Unglücklichsein, 1983).

Dass viele Menschen/Männer mitunter aber nun sehr starr und einseitig auf Frustrationserfahrungen mit Aggressionsgefühlen und -handlungen reagieren, ist jedoch lediglich eine gelernte Möglichkeit. Andere Möglichkeiten wären zum Beispiel: Nachdenklichkeit, Besinnung, Selbstreflexion, Gespräch - das heißt, ich kann mir Gedanken darüber machen, was mich da so schrecklich enttäuscht und wütend gemacht hat, statt nur herumzutoben, Sachen zu zerstören oder gar meinem Nächsten anzugreifen. In dem Begriff wie in dem Gefühl der "Ent-Täuschung" ist ja bereits ein wichtiger Hinweis enthalten: Ich habe mich über die Realitätstüchtigkeit meiner Absicht oder Hoffnung getäuscht, auch über diejenige, die ich in bezug auf meine eigene Größe im Sinn hatte. Ich könnte daher diese Gefühlsstellungnahme auch als Signal dafür nehmen, meine Hoffnungen oder Erwartungen an mich und meine Umwelt zu korrigieren. Natürlich kann ich auch resignieren, flüchten, albern werden, verstummen, mir und anderen Unerschütterlichkeit vorgaukeln oder folgenschwer die Wut in mich hineinfressen. Dass aber jemand in große Wut und Aufregung gerät, kann er offensichtlich, ohne es genau zu merken, erfolgreich selbst inszenieren; es scheint nur so auszusehen, als würde alle Welt ihn wütend machen und also für sein Gefühl verantwortlich sein.

Tatsächlich ist der innere, ablaufende Prozess ein kompliziertes psychisches Geschehen, mit dem sich die Person sozusagen selbst in die Wut hineinmanövriert, egal ob sie nun als berechtigt oder unberechtigt bewertet werden kann. Dieser innere Gesamtprozess wird meist nicht überblickt; wir haben es oft ausgesprochen schwer damit, ihn genauer anzusehen oder gar uns ihm geduldig und aufmerksam zu widmen. Wie könnte das auch gehen, wo uns doch gerade die Wut überschwemmt und uns kräftig uns selbst gegenüber erblinden läßt. Statt dessen läuft es manchmal so ab wie in einem Lied aus dem Theaterstück "Mannomann" des Berliner Kindertheater Grips:

"Der Chef, der brüllt den Krause an,
 der Krause brüllt den Vati an,
 der Vati brüllt die Mutti an,
 und Mutti brüllt mit uns.
 Denn wir haun ab vor Mutti,
 denn Mutti kuscht vor Vati,
 denn Vati kuscht vor Krause,
 denn Krause kuscht vorm Chef.
 Wer sich duckt, der fühlt sich mies, mannomann,
 und ist dafür zum nächsten fies, mannomann,
 und das ist stets das gleiche Lied, mannomann,
 bis einer kommt, bei dem das nicht mehr zieht, mannomann"
 (Ludwig/Heymann 1978)

Das hier verdeutlichte und uns allen genauestens bekannte Phänomen wird in der psychologischen Forschung mit den Begriffen "Aggressionsstau" und "Aggressionsverschiebung" bezeichnet.

Offensichtlich jedoch können wir immer wieder in dieser selbsterrichteten Falle landen, mit der wir unsere Wutreaktionen erst recht auf die Spitze treiben können. Auf diese Weise glückt es uns noch erfolgreicher, nicht zu begreifen, wie unsere Aggressivität überhaupt entstanden ist. Zu der ursprünglichen, der Wutreaktion zugrundeliegenden Angst über eine vermeintliche oder wirkliche Handlungseinschränkung bzw. Absichtsvereitelung gesellt sich eine weitere, die mit der Verleugnung der eigenen diesbezüglichen Denkweisen zusammenhängt. Diese vor allem bewirkt, daß ich weder meine aktive Beteiligtheit am "bösen Spiel" erkennen kann, noch demzufolge an diesem beklagenswerten Zustand etwas zu ändern imstande bin - also noch mehr Lähmung, Hilflosigkeit, angstmachende Handlungsblockade und wiederum noch mehr wütende Überwindungsanstrengungen. Es scheint, als sei dieser sich aufschaukelnde Zwangskreislauf aus enttäuschten Hoffnungen, Frustrationen, Wutreaktionen, Selbstverleugnung und Handlungsblockade, durch den ich andere für mein Gefühl verantwortlich zu machen suche, ein doch sehr alltäglich vorkommender Prozess zu sein, bei dem jedoch auffällt, dass gerade Jungen bzw. Männer diese Reaktion als anscheinend bis heute immer noch gültigen Männlichkeitsnachweis bevorzugen.

Hoffnung - Enttäuschung - Wut

Um den Gesamtprozess genauer zu überblicken, an dessen Ende Wut oder auch Gewalt stehen kann, können drei Prozessbausteine benannt werden:

1. **Hoffnung** oder auch Wunsch, Absicht, Erwartung, Illusion, Bestrebung usw. Ich wünsche mir einen entlastenden Feierabend. Ich erwarte für meine Arbeit viel Beifall und Zustimmung.

2. **Enttäuschung**, auch bekannt als Frustration, Niederlage, Behinderung, Beschämung, Bloßstellung, Ablehnung, Missachtung usw. Ich bin enttäuscht darüber, daß es nicht so klappen will, wie ich es mir vorgenommen habe. Ich ernte Kritik, meine Zuhörer schweigen hartnäckig. Ich schäme mich der Aufdeckung meines vermeintlichen Versagens, ich könnte im Boden versinken vor Scham über meine nun sichtbar gewordenen Schwächen. Das heißt, wir nehmen mit solchen Gefühlsreaktionen aufgrund unserer inneren Selbzbewertungsstruktur zu Ereignissen unserer Absichtsvereitelung Stellung.

3. **Wut** als eine mögliche, je individuell erworbene Reaktionsweise auf die vorhergehenden zwei Erfahrungen, also eine aggressive Reaktion. Auch viele anderen Reaktionen wären möglich, wie zum Beispiel: sich wie gelähmt fühlen, darüber hinweggehen, alberne Witze machen, verstummen, flüchten. Hier aber interessiert die oftmals nach außen gerichtete aktive Angriffsreaktion, die beschädigen, niedermachen, übervorteilen, verächtlich machen, demütigen will. Auch diese Reaktion wird wie alle anderen möglichen Reaktionen gelernt, und zwar vor allem an den mir nahegelegten und erfolgverheißenden Lebens- und Denkweisen der mich umgebenden sozialen Umwelt.

Noch einmal möchte ich betonen, daß dieser aggressive Reaktionen hervorrufende Prozess als eine universelle Lebensoption verstanden werden muss. Keinesfalls stellt er etwa eine psychische oder gar biologische Spezialität des Männlichen dar. Sicher ist es aber einer Vielzahl lebensgeschichtlich angeeigneter und gesellschaftlich nahegelegter Denkweisen geschuldet, daß Frauen zumeist nicht diesen Weg einschlagen. Die als typisch weiblich geltende Orientierung an Fürsorglichkeit, Verständnisbereitschaft und Duldsamkeit kann zur Folge haben, daß Frauen die eher als männlich geltenden aggressiven Stellungnahmen vermeiden und selbst da, wo sie angebracht wären, zum eigenen Schaden und zum Schaden anderer tabuisieren.

Enttäuschte Helden

Viele Jungen bzw. Männer scheinen am Ende dieses Prozesses schließlich oftmals in der Wut als dem ihnen einzig möglichen, hilflosen Ausweg aus ihrem Dilemma zu landen. Dass jedoch aus der Erfahrung einer frustrierten Hoffnung oder durchkreuzten Absicht immer nur Bedrohtheit, Wut und Gewalt entsteht, setzt eine bestimmte Denkweise bzw. Lebens- und Selbzbewertung voraus. Anscheinend stellen Aggressivität, Wut oder gar Gewalt die bis heute zentralen zur Verfügung stehenden und gelernten bzw. dem Mannsein kulturell nahegelegten Reaktionen auf Frustrationserfahrungen dar, charakteristisch für das, was Jungen auf dem Weg zur Männlichkeit lernen. Dieser Lernprozess verknüpft sich mit dem unter Umständen äußerst fragilen, selbstschädigenden, schnell enttäuschbaren Männeridol, dem die Jungen natürlich so gut es geht nachzueifern versuchen. Wie oben beschrieben misst sich Mannsein bis heute vielfach an Großartigkeit, Überlegenheit, an Sieghaftigkeit und Unangreifbarkeit, erlegt sich also mehr oder weniger unerreichbare Größenhoffnungen auf. Die zwangsläufige Folge davon sind je nach den Lebensumständen dauernde, sich wiederholende und eventuell auch verschärfende Selbst-Enttäuschungsprogramme, die sich vielfach mit Gefühlen der Scham verknüpfen. Auf der Grundlage wiederkehrender und sich häufender negativer Selbzbewertungen spricht der Arzt Till Bastian von einer "chronischen Enttäuschung", die in Verbindung mit schwerwiegenden Beschämungserlebnissen oftmals erhebliche Gesundheitsschäden und Demoralisierung als eine Art Dauersyndrom zur Folge hätte (Bastian, Till: *Lebenskünstler leben länger*, 2000).

Jungenkindheit kann also bedeuten, ein mehr oder weniger komplexes Selbstenttäuschungsprogramm zu erlernen. Damit verknüpft ist immer auch die dauernde Bereitschaft, aggressiv oder angriffsbereit zu reagieren, eine Art "Stand-by-Syndrom" im Sinn einer Bedrohtheitsanspannung als Dauerzustand. Der lähmenden Angst davor, als ungenügend, schwach und klein bloßgestellt werden zu können und sich beschämt zu fühlen, möchte Junge/Mann unter allen Umständen entrinnen. Zugleich möchte er nicht gerne merken, daß diese Gefühlsstellungen auf die eigenen unrealistischen und überzogenen Größenhoffnungen hinweisen, mit denen er sich in die befürchteten Enttäuschungs- und Schamgefühle hineintreibt. So erscheinen seine aggressiven Unternehmungen wie hilflose Überwindungsanstrengungen, mit denen er das schließlich am meisten Befürchtete unentdeckbar zu halten versucht, nämlich die eigene Selbstverleugnung und Hilflosigkeit.

Das traditionell-männliche Lebenskonzept legt es den Jungen nahe, sich darin zu üben, diese mannhaft wütende Reaktionsbildung erfolgreich anzuwenden, sich zum Beispiel mit Aggressivität Geltung zu verschaffen, um sich auf diese Weise den ursprünglichen Wunsch nach Größe doch noch zu erfüllen. Und durch die oftmals zusehende, dulddende, zurückschreckende und passive Mutter/Frau wird dieser oft erfolgverheißende Lernprozess gut unterstützt. Hinzu kommt, daß Gewalttätigkeit auch

als ein Versuch gewertet werden muss, die im Interesse der männlichen Härte-Attitüde angeeignete Körper- und Gefühllosigkeit (Selbstverleugnung, Selbstverlust) ein Stück zu kompensieren, das heißt den eigenen Körper, die eigene Gefühle endlich einmal wieder richtig spüren zu können. Auf diese Weise versucht Mann zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen: Macht und Kompensation, und zwar umso mehr, je körperloser, gefühlloser, selbstabwehrender Mann sich festgenagelt hält.

Nun ist dieser problematische Weg in Richtung aggressiver Angriffsbereitschaft zum Glück nicht die einzige Lebensweise, die Jungen zur Verfügung steht. Um schließlich für das eigene Interesse am Leben entscheiden lernen zu können, verfügen wir für die im täglichen Leben unumgänglichen Frustrationserfahrungen über eine Vielzahl alternativer Verhaltensweisen und Reaktionen.

Das Konzept " Resilienz" (Widerstandsfähigkeit, Frustrationstoleranz) des amerikanischen Sozialpsychologen Martin Seligman beispielsweise misst vor allem dem Erlernen einer realistischen Selbstbewertung höchste Bedeutung bei und entwickelt hierzu Trainingsprogramme. Wie also heranwachsende Jungen mehr Selbstakzeptanz und Selbstaufmerksamkeit erlangen können, wie sie lernen können, realistischere Selbstanforderungen zu entwickeln und die im Leben unumgehbaren Enttäuschungen besser zu bewerten - das kann ein pädagogischer Königsweg sein, der ihnen weiterhilft (siehe 3.) Martin Seligman formuliert als Basis seiner Konzeption: "Nicht andere Menschen, sondern ich selbst habe einen Einfluss darauf, wie ich mich fühle." (Seligmann 1999; Klein und Groß, 10/1999). Und, so möchte ich diesen Faden weiterspinnen, wenn meine Gefühle der Selbstennttäuschung und Scham von mir selbst produziert werden, dann kann ich sie zugleich als Signale werten und in Bezug setzen zu meinem mit ihnen verknüpften Denkprogramm, mit dem ich als gelernter Mann mir selbst den Schaden zufüge, den ich beklage oder für den ich alle Welt verantwortlich mache. Auf die Weise könnte ich den Pfad bis zu meinen angeeigneten bzw. durch die Männerwelt nahegelegten Denkweisen zurückverfolgen und kritisch hinterfragen lernen.

Kindheit zwischen Anpassung und Selbstbehauptung

Die Spannung zwischen norm- und anforderungsgemäßer Anpassung einerseits und dem Versuch andererseits, sich selbst zu behaupten und den eigenen Lebensinteressen gemäß zu handeln, bestimmt nicht nur Kinderleben, sondern unsere gesamten Daseinsanstrengungen. Gerade Kindheit besteht aber vor allem darin, aktiv vorwärts zu drängen, sich selbst zu entdecken, die eigenen Proportionen und Grenzen immer wieder neu auszuloten und zu erweitern. Dass es hierbei mit Erwachsenen und anderen Kindern gerade unter den Mangelumständen bestehender pädagogischer Institutionen zu mehr oder weniger häufigen Konfrontationserfahrungen kommt, gehört zum Leben dazu. Frustrationen und Konflikte lassen sich aus dem Leben mit Kindern nicht ausschließen. Es kommt vielmehr darauf an, ob in diesem Beziehungsgeschehen entweder immer die Kinder oder die Erwachsenen Dauerverlierer bzw. -gewinner sind oder aber der bewusste Weg des gemeinsamen Aushandelns von Normen und Regeln gewählt werden kann.

Wutanfälle der Kinder sind überbordende Sprengversuche, den eigenen, entwicklungsgemäß auch oftmals maßlosen Wünschen sowie dem inneren Spannungstau endlich zum Durchbruch zu verhelfen. Reagieren die Erwachsenen hierauf selbst mit Aggression, unhinterfragter Normensetzung und starker Reglementierung, so kann dies einen Schreckenskreislauf von Versagungsangst, Frustrationsstau, Durchsetzungsexplosionen des Kindes und weiteren Gegenreaktionen der Erwachsenen in Gang setzen. Solche Konstellationen befördern eine geeignete Lernbasis für aggressives, gewaltbereites Verhalten. Die an diesem Geschehen beteiligten Erwachsenen haben sich zu fragen, wieweit denn ihre Anpassungsforderungen an Kinder noch stimmen bzw. ob diese nichts anderes als einen Ausdruck ihres eigenen Verzichtes auf selbstbestimmtes Leben darstellen.

Aber auch die Erfahrung der Kinder von Grenzenlosigkeit und Verwöhnung, von halbherziger oder pflichtschuldiger Interessenvorgabe, der Überflutung mit Sachen und Medien, des Mangels an helfenden, selbstnahen und authentischen Erwachsenen - das alles trägt auch zu einem Klima der Beziehungsunsicherheit bei, auf das Kinder mit zunehmenden Provokationen reagieren, um hierdurch die Erwachsenen zu einer echten Zugewandtheit und lebenssichernden Beziehungsaufnahme zu bewegen. Es ist ja mittlerweile weithin bekannt, daß gerade in den ersten Kinderjahren Beziehungsunsicherheiten und Zurückweisungserfahrungen die beste Lernbasis für die Entwicklung mißtrauischer, aggressiver Denkweisen darstellen.

Ebenso wie die Kinder können auch wir letztendlich dem Balanceakt zwischen selbstbestimmten Leben und den sogenannten Realitätsanforderungen nicht enttrinnen. In unserem Leben mit Kindern, auch und vor allem mit Jungen ist es aber unumgänglich, daß wir, die Erwachsenen, uns diesen Balanceakt nach beiden Seiten wieder und wieder verdeutlichen, damit wir nicht selbst der einen oder anderen Illusion verfallen. Den Weg einer "realitätstüchtigen", weil normgemäßen Selbstmissachtung

einzuschlagen kann jedenfalls weder für ein glückendes Leben noch für die Pädagogik die bestimmende Maxime sein. Zwischen den gesellschaftlichen Normen und den individuellen Glückbestrebungen muss jedoch nicht zwangsläufig ein unversöhnlicher Gegensatz zementiert werden, Erwachsensein muss nicht ausschließlich als Normgemäßheit propagiert werden. Aufmüpfige Kinder bzw. wütende Jungen können uns auch darauf hinweisen, wieweit wir eventuell bereits selbst den Weg der Verzichts auf Selbstbestimmung eingeschlagen haben.

Wenn wir uns im Alltag der Kindertageseinrichtung bewusst auf Jungenleben einlassen wollen, dann gehört dazu, mit Unruhe, Aggressivität, Zusammenstoßen, aber auch mit Träumen von Unverletzlichkeit und Größe umgehen lernen. Auf vielfache Weise durchbrechen gerade Jungen die hier gängigen Arbeits- und Lebensmuster. Sie vermuten oder errahnen ihre Ideen sogenannter Männlichkeit eher in vielen hierzu gegenteiligen Mustern, wie etwa: Aufruhr, Trotz, Stärkedemonstration, Überlegenheit, Schmutz, Unordnung, Krach, Mutproben, Heldenspiele, usw. So bleiben Zusammenstöße nicht aus, die eine Vielzahl von Konflikten und Konfrontationen zur Folge haben können. Deren negativste Auswirkung bestünde darin, die bestehenden Reglements zu verstärken, an unhinterfragten Regeln und Gewohnheiten starr festzuhalten und diese Jungen als "Störenfriede" abzuwehren.

ich möchte für einen verstehenden Zugang zur sogenannten Jungenwelt plädieren. Das heißt nicht, dulden und hinnehmen, sondern die Abhängigkeiten und Hoffnungen der Jungen auf dem Hintergrund hegemonial-männlicher Lebensmaßstäbe verstehen zu lernen, damit neue, alternative Wege gesucht werden können und dieser oftmals zu einseitig traditionalistische Mädchenort für beide Geschlechter geöffnet wird, und zwar in deren je positiven und gemeinsamen Entwicklungsinteressen.

2.3 Geschlechtssensible Pädagogik / Jungenpädagogik als Bestandteil pädagogischer Professionalität und Qualität

Männerweltliche Lebensrealitäten zur Kenntnis nehmen

Unumgängliche Voraussetzung für die Entwicklung einer geschlechtssensiblen Pädagogik ist die Zurkenntnisnahme des Tatbestandes traditioneller Männlichkeit als die uns beherrschende und allen gesellschaftlichen Verhältnissen eingeschriebene Lebens-(Leit-)Kultur. Weder entspricht dieser Tatbestand einer biologisch-genetischen Veranlagung, noch etwa irgendeinem uns innewohnenden mythischen Naturwesen. Weiterhin gilt es zur Kenntnis zu nehmen, daß die weitreichend als legitim und normal akzeptierten Gewaltstrukturen wie auch die grenzverletzenden und lebensbedrohlichen Gewalttätigkeiten in unserer Gesellschaft wenigstens überwiegend Ausdruck männlicher Lebensweise sind.

In der Zeitschrift "Psychologie Heute" kritisiert Michael Schenk aus dem Jugend- und Kinderhaus Nürnberg: Wir leugnen bei Themen wie Jugendgewalt, Alkoholismus, Jugendknast, daß es sich dabei um ein spezifisch männliches Problem handelt und sagen, es sei ein allgemeinsociologisches Problem. Die Generalisierung der Jungengewalt zum gesamtgesellschaftlichen Problem verhindert, den Faustschlag endlich als Hilferuf der Jungen zu bewerten. Wenn Zuschlagen ein männliches Symptom ist, dann haben Jungen ein Recht auf Kenntnisaufnahme und Therapie (Krumpholz-Reichel, 1998, 63).

Von dieser Positionierung her kann damit begonnen werden, neu zu denken, was alternative Lebensgestaltung, Pädagogik, Forschungsarbeit und Gewaltprävention heißen kann. Hierbei müssen jedoch auch die oftmals massive Abwehr, Skepsis, die Vorbehalte und Ausreden mitbedacht werden, an denen sich Männer wie Frauen, Pädagoginnen wie Pädagogen angesichts des Jungen- und Männerproblems, sowie dessen Analysen und notwendigen (selbst-)kritischen Schlußfolgerungen gegenüber immer wieder festhalten.

Obgleich sich nun das Jungen- und Männer-Problem auf die Dauer nicht übergehen lässt, wird die sich hieraus ergebende Notwendigkeit zu einer Veränderung der praktischen Lebensführung, aber auch der Politik und Pädagogik oftmals kaum akzeptiert. Es scheint, als solle die Infragestellung gewohnter geschlechtsspezifischer Lebensmuster sowie deren immer wieder neue Ausbalancierung vermieden werden und als werde eine Kultur, in der der Selbstverantwortung nicht mehr ausgewichen werden kann, eher gefürchtet.

Wirkliche Veränderungen von Gewaltstrukturen jeder Art seien nur möglich, so die Psychotherapeutin Thea Bauriedel, wenn der einzelne beginnt, sich an sich selbst und den eigenen Gefühlen zu orientieren (Bauriedel 1992). Wie aber kann das geschehen, wenn es bis heute kaum einen Ansatz für eine entwickelte kritische Männergesprächskultur gibt? Was tun wir als Pädagogen und Eltern mit dem Problem heranwachsender Jungen in einer bis heute doch eher kriegerischen Männerwelt? Was

fangen wir mit den zum Teil eher unbequemen Erkenntnissen über Jungen an? Ist das alles, was wir tun können, nicht wie ein Tropfen auf den heißen Stein? Können wir daran wirklich etwas ändern? Wir, die erwachsenen Männer und Frauen, Väter und Mütter, Pädagoginnen und Pädagogen?

Neue Männer - neue Väter?

Neues, weniger auf kriegerisch-aggressive Männlichkeitsnormen orientiertes Heranwachsen von Jungen hätte "neues Mannsein" zur Voraussetzung. Männer müssen sich klar machen, so die Frauenforscherin Carol Hagemann-White, daß sie eine neue Generation nicht anders erziehen können, solange sie selbst so bleiben, wie sie sind. Sich um die Jungensozialisation zu kümmern heißt auch, mit der Veränderung bei sich selbst zu beginnen (Psychologie Heute, Dez.1998).

Das eine ist ohne das andere nicht zu haben. Wie aber konstruieren Männer und Väter dieses sogenannte "neue Mannsein", das es noch gar nicht zu geben scheint?

Vielleicht hilft hierzu von einer eher ungewöhnlichen Betrachtungsweise her der Psychologe Paul Watzlawick mit einer kleinen Geschichte weiter, die er von einem unentschlossenen Mann erzählt, der vor dem Schild "Betreten verboten" steht, das vor einem Blumenbeet aufgestellt worden ist. Er schwankt hin und her, ob er sich trotzig gegen diese Anmaßung auflehnen und doch ins Blumenbeet treten oder besser klein begeben und sich der Obrigkeit unterwerfen soll. In diesem beiderseits auf Fremdorientierung festgenagelten Entweder/Oder scheint sich zunächst kein Ausweg zu zeigen, wie gelähmt steht der Mann davor und weiß nicht weiter. Der Einfall, der ihm dann aber doch kommt, scheint ganz einfach und selbstverständlich. Er stellt nämlich fest, daß er die Blumen gerne mag, bewundert und deshalb nicht beschädigen möchte (Watzlawick, Paul: Vom Schlechten des Guten, 1989).

Aus dem eigenen Interesse, sich weder dem einen noch dem anderen unterwerfend, erschließt sich dieser Mann seine neue Bewertung, Entscheidungskraft und Überwindung seiner "selbstverschuldeten Unmündigkeit".

Anstelle der möglicherweise wieder nur selbstfernen Imagination vom "neuen Mann oder Vater" sollten Männer und Väter sich endlich für sich selbst entscheiden, d.h. gelingendes Menschsein, selbstverantwortliches Leben wählen, in diesem Sinn eine Art Demaskulinisierung beginnen, in deren Folge Geschlechterdemokratie selbstverständlich würde, weil sich Männer "Selbstdemokratie" ermöglichen. Das bedeutet im individuellen Lebenskontext, sich als Mann endlich zur Verantwortung für sich selbst, zur bewußten Selbstsorge durchzuringen. Auf gesellschaftlicher Ebene bedeutet dies, Männlichkeit als dominantes Strukturprinzip abzulösen, vom machtanmaßenden Mannsein endlich Abschied zu nehmen und anstelle konkurrenzfixierter, an Machtzuwachsen und kurzfristigen Gewinnen sich orientierender Politik und Wirtschaft die Maxime nachhaltiger und kooperativer Für- und Vorsorge (Weltsorge) durchzusetzen. Es geht also nicht um neue Bilder und Vorgaben für neues Mann- und Vatersein, sondern vor allem um die grundlegende Erkenntnis, daß ein Mensch, egal ob nun Mann oder Frau, sich selbstverständliche Lebensfähigkeiten anzueignen bzw. zuzugestehen hätte, mit deren Hilfe dieser Planet Erde auf friedliche Weise bewohnbar bliebe. Wie im Prozess individueller Lebensgestaltung und des Erwachsenwerdens geht es auch in gesellschaftlichen Zusammenhängen darum, aus Sorge um sich selbst für Andere und Anderes sorgen zu lernen. Auf diese Weise könnten Männer/Jungen zu ganzen Menschen werden oder ganze Menschen bleiben, jenseits der Aufspaltungen, Trennungen, Gegensätze und Feindseligkeiten, wie sie in den oben beschriebenen Problemen bis heute durchaus noch weitläufig zum Standard traditioneller Männerlebenskonzepte gehören.

Laut "Psychologie Heute" mögen immerhin 20 Prozent aller Männer in Deutschland Gefühle, meiden Gewalt, beteiligen sich stärker am Haushalt, kümmern sich mehr um Kinder und akzeptieren Frauen als Kolleginnen und Vorgesetzte (Psychologie Heute, Nov.1999). Trotz auch hierzu gegenteiliger Entwicklungsprozesse scheinen heute neue Geschlechter- und Weltverhältnisse in Sicht zu kommen, die sich stärker an Kooperation, Selbstbestimmung und Fürsorge orientieren, von Geschlechtertrennung absehen lernen und Arbeit und Leben, Familie und Beruf als gemeinsame Sorge begreifen. Auf der Bonner Bundes-Gleichberechtigungskonferenz von 1998 wurde davon gesprochen, daß eine "Feminisierung der Arbeitswelt" eine unabdingbare Voraussetzung für Geschlechterdemokratie sei.

In Aussicht auf eine Lebenskultur, die anstelle traditioneller Männerzurichtung den Jungen Selbstverantwortung und Empathie ermöglichen möchte, kann von der Denkvoraussetzung ausgegangen werden, dass ausnahmslos alle im menschlichen Leben möglichen Denkweisen, Gefühlsstellungen und Fähigkeiten ein für alle Menschen, egal welchen biologischen Geschlechts, zur Verfügung stehendes, also lernbares Lebenspotential darstellt. Es ist mithin unser aller Eigentum, dessen wir mächtig werden können und über dessen Bedeutung jedes Individuum im Sinne der Sorge für das Leben jeweils zu entscheiden hat.

Jungenpädagogik als Gewaltprävention

Hinsichtlich der Entwicklung von Jungenprojekten, Jungenforschungsarbeit und Jungenpädagogik lässt sich eine zentrale Forschungsfrage definieren, wie es nämlich dazu kommt, dass offensichtlich bis heute immer noch überwiegend Männer in Gewaltkreisläufe und aggressiv-konkurrenente Lebensformen verstrickt sind. Was aber dort, in der Welt der Männer zu Tage tritt, das muss sich doch unumgänglich in den Lebenslernprozessen einer Jungenkindheit aufdecken lassen. Ein solcher Aufdeckungsprozess setzt allerdings den Gedanken voraus, dass die uns umgebende gesellschaftlich-historische Denk- und Lebensweise mit dem Lebenlernen eines Kindes zusammenhängt und wir auf diesen Zusammenhang jeweils pädagogischen Einfluss nehmen können und wollen.

Betrachten wir nun aber Jungenleben etwa in Kindertageseinrichtungen, Schulen und Familien aus zunächst verständlichen Gründen losgelöst von historisch-gesellschaftlichen Kontexten, dann relativiert sich zunächst der hier angesprochene Begründungszusammenhang, dass die genauere und bewusstere Bemühung um Jungen auf dem Hintergrund der oben skizzierten Begründungszusammenhänge immer auch gewaltpräventive Bedeutung hätte. Das heißt, eine so aus den Weltzusammenhängen zeitweise gelöste Kindheitsbetrachtung konzipiert möglicherweise eine (durchaus weitläufig praktizierte) Pädagogik, die sich um die Welt nicht zu kümmern bräuchte, weil Kindheit nur noch als eine von Gesellschaft und Geschichte abgetrennte Entwicklung unterschiedlicher, mitunter je nach Lebensumständen mehr oder weniger hindernder oder bereichernder Verhaltensweisen und Lernprozesse erscheint, auf die die Pädagogik im Interesse der Bereicherungsseite Einfluss nehmen möchte.

So gesehen hat Gewalt und Gewaltprävention in der Jungenpädagogik natürlich nichts zu suchen. Kinder sind keine Gewalttäter und die Vermutung, hier wüchse ein Kind zum künftigen Gewalttäter heran, wenn wir nicht aufpassen und eingreifen, wäre in dieser Sichtweise nicht begründbar.

Zudem ist eine solche Heraushebung und Sonderbetrachtung von Kinder- bzw. Jungenentwicklung gerade in Fällen hochproblematischer Entwicklungsprozesse sicherlich notwendig, um sinnvolle therapeutische und pädagogische Unterstützung zu entscheiden.

Aber auch die Berücksichtigung der jeweiligen konkreten, insbesondere familialen Lebensumstände des Kindes bzw. Jungen, die natürlich unumstritten zum allgemein gebräuchlichen psychologisch-pädagogischen Handwerkszeug gehört, um Kindheit zu begreifen, scheint letztendlich ebensowenig dazu zu führen, die lernpsychologische Verknüpfung individueller Entwicklung und gesellschaftlicher Wertstrukturen erforschbar zu machen (falls dies überhaupt als pädagogisches und psychologisches Anliegen befürwortet wird). Sie verbleibt insofern in der getrennten Betrachtung, als nur der je individuell- psychologische und soziale Belastungsprozess in der Entwicklung eines Kindes verdeutlicht wird, auch um helfend eingreifen zu können.

Wenngleich also eine getrennte Betrachtung von Individuum und Gesellschaft in vielen pädagogisch-praktischen Arbeitszusammenhängen durchaus sinnvoll erscheint, so fehlt hier doch immer letztendlich die forschende Klarstellung, wie sich schließlich gesellschaftliche Normen und Werte in individuelle Personenstruktur umsetzen und umgekehrt, eine, wie ich meine, in der Erkenntnisgeschichte der Psychologie und Pädagogik immer schon zentrale und auch kontrovers gehandhabte Grundfrage. Das hier eigentlich psychologisch-real stattfindende Austauschverhältnis zwischen individueller Lebensgewinnung und Gesellschaftsnormen bleibt zumindestens teilweise unerkennbar.

Das kann eventuell auch dazu führen, dass bei vielen pädagogischen Praktikern die Beibehaltung einer begriffslosen Praxis unterstützt wird, die Illusion einer den Härten und Machtanmaßungen der Welt ferne Kindheits- und Pädagogikvorstellung befestigt wird, eventuell auch gesellschaftskritische Sichtweisen verhindert und Selbstschonung gefördert wird.

Gewaltprävention möchte schließlich der Entwicklung zur Gewaltbereitschaft vorbeugen helfen. Betrachte ich nun aber auch Gewalt als ausschließlich individuelles Phänomen, dann müsste "gewaltpräventive Jungen-Pädagogik" dem Jungen stets Gewaltbereitschaft unterstellen - ein unhaltbarer Gedankengang. Auch von dieser Seite betrachtet hat der Begriff Gewaltprävention im Leben mit Kindern bzw. Jungen und in der Pädagogik nichts zu suchen.

Gewaltprävention wird erst dann für pädagogische Absichten bedeutsam, wenn individuelle Entwicklung als Weltaneignung bzw. als Aneignung der dem Kind / Jungen durch die gesellschaftlich-historischen Verhältnisse nahegelegten Normen und Werte, Lebenshaltungen und Denkweisen begriffen wird.

Es ginge also nicht darum, zwischen der je individuellen Entwicklung einerseits und der äußeren Lebenswelt andererseits Trennungen zu zementieren, sondern darum, deren dauernden

gegenseitigen Austausch als den eigentlichen gesellschaftlich-menschlichen Lebenslernprozess zu fassen, den der Berliner Psychologe Klaus Holzkamp als "gesamtgesellschaftliche Vermitteltheit individueller Existenz" charakterisiert hat (Holzkamp, Grundlegung der Psychologie 1983). Die Psychologin Ute Osterkamp spricht von der spezifisch menschlichen Natur als deren natürliche Gesellschaftlichkeit bzw. gesellschaftlichen Natur: "Die Menschen passen sich den vorfindlichen Lebensbedingungen nicht einfach an, sondern sie besitzen die Fähigkeit, diese gemäß ihren Bedürfnissen und Interessen zu gestalten, wobei sich im Prozess der Einflussnahme auf ihre Lebensverhältnisse zugleich auch ihre Bedürfnisse, Erkenntnisse und Interessen entwickeln und differenzieren." (Osterkamp, Ute: Zum Problem der Gesellschaftlichkeit und Rationalität der Gefühle/Emotionen. In: Forum Kritische Psychologie 40/1999).

In einem so verstandenen "Aneignungsprozess" gestaltet der Junge seine je individuelle Personenstruktur u.a. auch nach der vorgegebenen und ihm auf unterschiedliche Weise nahegelegten oder gar abgezwungenen Männerlebensweise. Zugleich aber bleibt er (wie jedes Kind) stets auch in der Option, sich dieser zu entziehen, andersartige, widerständige, eigene Lernschritte zu vollziehen und damit verändernden Einfluss auf sich selbst und seine Daseinsumstände zu nehmen.

Betrachten wir nun diese "Männerlebenskultur", so lässt sich nicht übersehen, dass ein umfangreiches Inventar hierin überaus kriegerisch-konkurrenten und selbstverleugnenden Charakter hat. Nach meinem Wissen stimmen weite Bereiche der Männer- und Frauenforschung bisher darin überein, dass Männerleben bis heute immer noch weitgehend auf Härte und Überlegenheit, sprich: kriegerisch-aggressive Lebensfähigkeiten fixiert ist.

In Bezug auf Gewaltprävention geht es also dabei nicht etwa nur um die überwiegend von Männern ausgeübte lebensbedrohende Gewalttat, sondern hauptsächlich um das mögliche Kernstück eines männlichen Lebensprogramms, das auf Sieg und Überlegenheit setzt und demzufolge hierzu stets irgendeinen je Anderen als Verlierer und Unterlegenen benötigt bzw. diese Bloßstellungs-Erfahrung bei sich selbst um (fast) jeden Preis zu vermeiden oder zu verleugnen suchen muss. Dieser "Mikrochip", der letztendlich an das "Programm" einer je nach Lebensumständen mehr oder weniger umfangreichen Vermeidung von Gefühlen der Empathie, Weicheit, Scham und Angst geknüpft ist, stellt gewissermaßen die Lernbasis für Selbstverleugnung und Gewaltbereitschaft dar (siehe 1. Kapitel).

Jungenpädagogik hätte demzufolge vor allem die Hauptaufgabe, Jungen darin behilflich zu sein, die Möglichkeit der Gefühlsverleugnung und Selbstabwehr in dem Maße zu vermindern, wie sie ein eher kooperatives und liebevolles Selbstkonzept zu gewinnen imstande sind. Und nur in diesem Begründungszusammenhang hätte Jungenpädagogik immer auch gewaltpräventive Bedeutung, indem sie nämlich diejenige Lernbasis verringert, die unter Umständen je nach Lebenslage gemäß vorherrschender Männernorm zur Selbstverleugnung und damit Gewaltbereitschaft führen kann. Damit wird den Jungen keinesfalls künftige Gewalttäterschaft unterstellt, sondern von der Möglichkeit ausgegangen, dass die dem Jungen nahegelegte oder gar abgezwungene traditionelle Männlichkeitsauffassung eine solche restriktive Entwicklung nahe legen kann. Gewalttätig sind also nicht die Jungen, sondern die ihnen oftmals abgezwungenen Normen hegemonial-traditioneller Männlichkeit, die vor den Toren einer Kindertageseinrichtung oder Schule nicht halt machen.

Damit stellen Konzepte einer "Jungenpädagogik" bzw. "Geschlechtsbewussten Pädagogik" letztendlich stets auch traditionelle Geschlechterordnungen bzw. Männerlebenskonzepte in Frage.

Kernstück pädagogischer Interessen wie auch unser individuelles Interesse an uns selbst bzw. das Interesse eines jeden Kindes an sich selbst ist aber selbstverständlich auf Ganzsein und Ganzbleiben, auf Selbstnähe und Empathie, auf "kooperative Selbstbestimmung" ausgerichtet. Bezogen auf den menschlichen Lebenslernprozess gehe ich hierbei von der Grundannahme aus, dass die ureigensten Entwicklungsinteressen der Kinder darin bestehen, diejenigen Fähigkeiten zu erwerben, mit denen sie für sich selbst zu sorgen imstande sind, das heißt, über sich selbst und ihre Lebensumstände mehr Verfügung erlangen können. Auf diese Weise eignen sie sich ihre Bedeutung in der Welt, ihre Lebensfähigkeiten an und reduzieren Schritt für Schritt ihre ursprünglich unentrinnbare Ausgeliefertheit. In diesem Selbstfindungsprozess unterstützen und begleiten oder aber behindern und blockieren wir sie, hierin strukturieren wir gemäß unserer eigenen Selbst- und Weltbeziehung unser Leben mit Kindern.

Primär ginge es also in pädagogischen Konzepten gar nicht darum, der Gewalt vorzubeugen, sondern sich selbst und den Kindern glückendes Leben, gelingende Selbst- und Weltsorge zu ermöglichen, was natürlich gewaltförmige Denk- und Lebensweisen ausschliesse bzw. diese kritisch und unbeschönigt zur Kenntnis zu nehmen und zu hinterfragen hätte. Dieses Grundanliegen findet sich bereits bei Comenius als "Anleitung zur Selbstsorge" und zieht sich wie ein rotes Band durch Jahrhunderte der christlich-humanistisch orientierten pädagogischen Philosophie. In diesem Sinn wäre

allerdings das Anliegen einer so verstandenen gewaltpräventiven Pädagogik nicht nur Spezialaufgabe, sondern weit darüber hinausgehend selbstverständliches Fundament pädagogischen Denkens und Handelns und müsste sogar immer wieder offensiv und engagiert in die pädagogische Debatte eingeworfen werden, auch um deutlich zu machen, dass es zur Entwicklung höchstqualifizierter Sozial- und Erziehungssysteme zum Zweck der Gewaltprävention im Sinne des klassischen Wortes: "Wer Kindern Paläste baut, reißt Kerkermauern ein" keine Alternative gibt.

Kurz: Je näher, aufmerksamer, realistischer und freundlicher ein Kind bzw. Junge inmitten der Weltgegebenheiten bei sich selbst (den eigenen Gefühlen und Gedanken) zu bleiben imstande ist, desto weniger wird er auf die Notlösung gewalttätigen Übergriffs gegen andere im Interesse der Vermeidung seiner Bloßstellungsangst und Schamgefühle zurückgreifen müssen. Hierin liegt der tiefere Sinn des Wortes im Mathäus-Evangelium, dass du deinen Nächsten lieben sollst wie dich selbst.

Allerdings gibt es für eine so verstandene "Gewaltpräventive Pädagogik" eine unumgehbare Bedingung: Die am Leben mit Jungen beteiligten Männer hätten diesen "Mikrochip", sprich: ihre Bloßstellungsängste und Schamgefühle, ihre mehr oder weniger große Begierde, wenigstens ein wenig größer als der je Andere sein zu können oder gar zu müssen, um sich selbst als wertvoll zu erachten, bei sich selbst zunächst einmal zu entschlüsseln.

Was wir bei uns selbst nicht begriffen haben, das können wir bei den uns anvertrauten Jungen nicht begreifen; unter diesen Umständen müsste wohl jede Jungenpädagogik bzw. Männerforschung oder auch Gewaltprävention misslingen oder zu einem akademischen Meta-Gefasel verkommen.

Sich bewusst auf Jungen einlassen

Zunächst ginge es darum, sich überhaupt bewusst auf das Problem "Jungen in Kinderinstitutionen" einzulassen. Für die Frauen, die hier weitaus überwiegend berufstätig sind, sind Jungen das unvertraute, andere, mitunter idealisierte oder auch misstrauisch beäugte Geschlecht. Unbestritten schließt professionelle Pädagogik, ob von Frauen oder Männern betrieben, die möglichst genaue Zurkenntnisnahme der Lebenssituation der Kinder ein. Demzufolge müssten die geschlechtsspezifischen Entwicklungsprozesse beider Geschlechter von Pädagoginnen wie auch Pädagogen genauer unter die Lupe genommen werden. Die richtige Forderung nach mehr Männern für die pädagogische Arbeit in Kinderinstitutionen kann allerdings keineswegs bedeuten, den Männern nun die ausschließliche Expertenschaft für die Jungen und den Frauen für die Mädchen zuzuweisen. Pädagoginnen hätten sich also die Frage vorzulegen, wieweit sie bereit sind, sich mit dem Lebenslernprozess desjenigen Teils der ihr anvertrauten Kinder zu befassen, die männliches Geschlecht haben. Dennoch gilt, wie oben bereits angesprochen, dass jedwedes pädagogisches Bemühen letztendlich unabhängig von der jeweils vorherrschenden Geschlechtsrollenerwartung darauf auszurichten ist, allen Kindern eine möglichst reichhaltige Selbst- und Weltverfügung zu ermöglichen. Dass bis heute Mädchen und Jungen aufgrund rigider, traditionalistischer Trennung der "Geschlechtercharaktere" beträchtliche Teile ihrer Lebensmöglichkeiten vorenthalten bleiben, darf nicht weiterhin akzeptiert werden.

Die eigenen geschlechtsbezogenen Denkweisen hinterfragen

Wie oben schon ausgeführt ist eine wichtige, ja unumgehbare Voraussetzung hierfür die geschlechtsbezogene Selbstreflexion des Pädagogen/der Pädagogin. Auch in diesem Zusammenhang können wir Kinder nur insoweit verstehen, als wir uns selbst verstehen lernen. Das heißt, PädagogInnen beginnen ihre eigenen geschlechtsbezogenen Gefangenschaften und Verstrickungen zu hinterfragen, verdeutlichen sich möglichst genau und unbeschönigt ihre hiermit verknüpften Hoffnungen, Idealisierungen und Enttäuschungen. Nicht etwa, daß wir dadurch imstande wären, alle unsere diesbezüglichen Erwartungen und Projektionen auf Jungen und Mädchen aufzuheben, es kommt vor allem darauf an, sie beizeiten zu merken, über sie nachzudenken und sprechen zu können. Nicht anders als die Kinder sind auch wir Anfechtungen und Zumutungen bezüglich des "richtigen" geschlechtsspezifischen Verhaltens ausgesetzt, möchten auch wir uns aus Abhängigkeiten befreien und uns ein selbstbestimmtes Leben ermöglichen. Gerade in diesem streitbaren und widerspruchsvollen Auseinandersetzungsprozess sind wir selbst ein geeignetes Modell für die um ihre Eigenständigkeit und Selbstverfügung ringenden Kinder.

Jungenpädagogik als Bestandteil geschlechtsbewusster Pädagogik

Versteht sich Jungenpädagogik als Konzeptbaustein einer geschlechtsbewussten Pädagogik, so begründet sich diese vor allem darin, die bereits vollzogene oder sich vollziehende

Geschlechtsdifferenzierungen bei Kindern zunächst kritisch wahrzunehmen. Hierbei ist vorausgesetzt, daß jede Art einer geschlechtsfixierten Begrenzung auf bestimmte Lebensfähigkeiten unter Ausschluss anderer stets als eine Selbstbehinderung bzw. Lebenseinschränkung gesehen werden muss. Geschlechtsbezogene Pädagogik heißt demzufolge, die an das jeweilige Geschlecht fixierte Aufrechterhaltung von Unmündigkeit, Fremdbestimmung und Tabuisierung zu überwinden. Wir beginnen nach neuen Wegen zu suchen, um Mädchen wie Jungen zu ermöglichen, sich reichhaltige Lebensfähigkeiten anzueignen. Das schließt gerade scheinbar gegensätzliche und bisher einseitig geschlechtsverhaftete Eigenschaften wie Stärke und Schwäche, Durchsetzungskraft und Weichheit, Risikobereitschaft und Fürsorglichkeit, Wagemut und Einfühlung usw. mit ein.

Jungenpädagogik im Widerspruch zwischen Empathie und traditioneller Männlichkeit

Der Widerspruch zwischen pädagogischen auf Kooperation und Selbstbestimmung orientierten Ansprüchen und der an Sieg, Härte und Selbstverleugung fixierten traditionellen Männerzurichtung bleibt unauflöslich Bestandteil unserer pädagogischen Bemühungen um Jungen. Wollen wir ihnen eine reichhaltige Lebensgewinnung ermöglichen, dann schließt das auch diejenigen Fähigkeiten und Haltungen mit ein, die bisher als weiblich charakterisiert werden. In dieser Vision muss mitbedacht werden, daß Konfrontationen in der Männerwelt nicht ausbleiben, durch die sich Jungen möglicherweise bloßgestellt und ausgegrenzt erleben können. Manche unserer Bemühungen, manche der Entwicklungsschritte der Jungen können auf diese Weise zunichte gemacht werden. Unter Umständen können aber auch die bisher als männlich charakterisierten Eigenschaften wie Überlegenheit und Stärke eine neue Bedeutung erlangen, wenn es darum geht, das Eigene zu bewahren, Selbstverleugnung und Fremdbestimmung nicht mehr zu dulden, der männlichen Machtanmaßung und Kooperationsverweigerung eine Absage zu erteilen.

2.4 Gefühls- und Selbstwahrnehmung / Selbstverantwortung / Beziehungsfähigkeit / Kooperation

Für sich selbst Verantwortung übernehmen lernen

Hauptanliegen einer jungenpädagogischen Konzeption besteht darin, den Jungen zu ermöglichen, unter den Bedingungen der Kooperation für sich selbst, für die eigenen Gefühle und Handlungen Verantwortung zu übernehmen. Das heißt, Jungen darin behilflich zu sein, dass sie:

- sich selbst kennen lernen, ein realistisches Selbstkonzept herstellen, ein stabiles Selbstwertgefühl und Selbstvertrauen aufbauen,
- die eigenen Gefühle wahrnehmen, ausdrücken und verstehen lernen,
- Beziehungen aufnehmen, kooperative Fähigkeiten entwickeln, sich in Beziehungen kennen lernen,
- Konflikte lösen lernen, Wutgefühle verstehen lernen, Enttäuschungen und Niederlagen aushalten,
- Gleichwertigkeiten und Verschiedenheiten von Jungen und Mädchen und gleichberechtigtes Miteinander beider Geschlechter akzeptieren lernen.

Mit Jungen umgehen lernen

Sich auf Jungenleben einlassen, dazu gehört, mit Gerenne und Hast, mit Unruhe und Aggressivität, mit vielen Zusammenstößen und heftigen Auseinandersetzungen, aber auch mit Versteckspielen, Verborgenen, mit geheimgehaltenen Wünschen, mit Träumen von Unverletzlichkeit und Größe umgehen lernen. Wie oben schon angesprochen ist vor allem in pädagogischen Institutionen das alltägliche Leben mit Kindern vielfach nach traditionellen Frauenmustern aufgebaut: einerseits liebevoll, zugewandt, kooperativ, andererseits oftmals zu sehr auf ängstliche Überfürsorge, Sauberkeit, Defensivität und Bravheit orientiert, wenig expansiv, risikoreich, abenteuerlich, wagemutig, körperbezogen. Ein Berliner Hortjunge bemerkte hierzu lakonisch: "Wat soll ick denn hier in diesen Muttimuff ...".

Mit den Krisen und Hoffnungen heranwachsender Jungen leben heißt, ihre Fantasien auf Größe und Mächtigkeit erst einmal zu akzeptieren und sie ihnen nicht dauernd ausreden zu wollen. Für Frauen, die pädagogische Berufe ausüben, heißt das, sich mit dem unvertrauten Prozess der Suche der Jungen nach geschlechtlicher Identität vertrauter zu machen. Dazu kann zum Beispiel auch das in Fortbildungen zur Jungenpädagogik praktizierte Experiment dienen, mit den diversen Heldenmonstern, Killermaschinen und Stärkeattributen der Jungen umzugehen, sie anzufassen, zu betrachten, mit ihnen zu spielen, um so die eigenen Abwehrgefühle wahrzunehmen und hierüber

nutzlose oder gar kontraproduktive Verbote zu hinterfragen und abzuschaffen. Dieser Versuch eines positiven, akzeptierenden Zugangs zu Jungenfantasien bedeutet nun nicht etwa zugleich, gewalttätige und lebensverachtende Umgangsweisen und Idole zu akzeptieren. Es geht vielmehr darum, die Abhängigkeiten und Hoffnungen der Jungen verstehen zu lernen, damit neue, alternative Wege gesucht werden können.

Gefühle wahrnehmen lernen - sich selbst wahrnehmen lernen

Die französische Psychologin Elisabeth Badinter fordert, dass die Jungen lernen müssen, ihre Gefühle auszudrücken, um Hilfe zu bitten, mütterlich und kooperativ zu sein und Konflikte auf gewaltlose Art und Weise zu lösen, Einstellungen und Verhaltensweisen zu übernehmen, die traditionellerweise als weiblich etikettiert werden und einzusehen, daß sie für die Entwicklung eines jeden Menschen notwendig sind (Badinter 1993).

Jungenpädagogik bedeutet in diesem Sinn, Jungen zu ermöglichen, sich selbst, die eigenen Gefühle, das Eigene genauer und liebevoller wahrnehmen- und kennenzulernen. Wer aber könnte denn den Jungen diese Fähigkeiten nahelegen: Erzieherinnen in Kindertagesstätten, Lehrerinnen in Grundschulen, Mütter in Familien, Sozialpädagoginnen in Kinderfreizeitinstitutionen? Angesichts dieser Frauendominanz verbleiben wir oft genug in allgemeinen Appellen an die Männer, dies sei eigentlich ihre Aufgabe, sie hätten sich "abzurüsten", um andere als die traditionell-männlichen Lebensmodelle für Jungen abzugeben. Zunächst aber kommen wir um die pragmatische Feststellung nicht herum, daß das Konzept einer verstehenden / emanzipatorischen Jungenarbeit sich auch an die Frauen zu wenden hätte, die in diesem Bereich vorrangig berufstätig sind.

Nehmen wir den im Prozess der Männerzurichtung charakteristischen und folgeschweren Gefühlsverleugnung zur Kenntnis, dann wäre es angebracht, pädagogische Kreativität in Bezug auf diese Problementwicklung zu entfalten, zu fragen, was dazu gebraucht würde, um Jungen Gefühls- und Selbstwahrnehmung zu ermöglichen. In unserem Projekt "HELDENSPIELE(R)" wurde diese Frage sehr individuell diskutiert und gehandhabt. Eigens hierfür erdachte Aktivitäten und Projekte wurden selten in Erwägung gezogen. Es ging primär um den alltäglichen Umgang mit Jungen, der eigenen Haltung hierzu. Es ging darum, ihnen nahezu bleiben, ihnen Nähe und Aufmerksamkeit anzubieten, und zwar trotz ihrer Übergriffe und Grenzverletzungen und trotz der Tatsache, dass ihnen im Interesse der Aufrechterhaltung des gemeinschaftlichen Lebens immer wieder Regeleinhaltung abgerungen werden musste. Sich Zeit für gemeinsames Erleben, Einfühlen und Erzählen zu nehmen, war eine der Vornahmen der Erzieherinnen. Zum Beispiel konnte mit Hilfe eines "Sprechholzes" (eine alte Indianertradition: wer das Holz in die Hand nimmt, darf sprechen) in einer Jungengruppe nach Gefühlserfahrungen gefragt werden. Auch eine große bewegbare Figur in einer Runde kann helfen, mit sich selbst vertrauter zu werden, sich deutlicher zu machen, sich mehr zu trauen. In manchen Einrichtungen wurden für solche Zwecke sogenannte Oasen der Ruhe, Räume der Stille, des Flüsterns, der Meditation, des Erzählens und Berührens eingerichtet.

Unter den Fragestellungen "Wer bin ich? Wer bist du? Wer möchte ich sein? Wer will ich nicht sein? Wie sehe ich Dich? Wie siehst Du mich?" können Spuren, Fußspuren, Handspuren, Erlebnisspuren, Schattenrisse, Verkleidungen, Berührungen und Spiele hilfreich sein. Tonklumpen, Farbtöpfe und Spielszenarien helfen dabei, so bedrückende Gefühle wie Angst, Wut, Traurigkeit oder Liebe auszudrücken. Es kommt darauf an, Jungen Wege aus ihrer Stummheit aufzuzeigen, ihnen die Wahrnehmung und Versprachlichung ihrer Gefühle zu ermöglichen und das Gespräch hierüber anzuregen. Das hieße, sich selbst im Gegenüber kennen zu lernen, das je Eigene im Beziehungsgeschehen zu entdecken, sich nicht mehr hinter Größendemonstrationen verstecken zu müssen: Ich lerne mich selbst kennen, indem ich den anderen ermögli che, mich kennen zu lernen und diese anderen mir ermöglichen, sie kennen zu lernen; ich beginne mich zu trauen, einer zu sein, der ich auch bin und sein möchte, und ich mache die Erfahrung, daß ich nicht ausgelacht werde.

(s. auch Krabel 1998).

2.5 Umgang mit Konflikten, Wut, Aggressivität

Der für die Entwicklung aggressiver Reaktionen und Haltungen bei Jungen verantwortliche Prozesshintergrund ist oben bereits dargelegt worden. Die eigene Wut besser verstehen hieße demzufolge, sie begreifen zu lernen, die verschlungenen Pfade bis zu jenen Denkweisen und Lebenserfahrungen zurückverfolgen zu können, mit denen Wut- und Versagungsgefühle in Gang gesetzt wurden. Den hiermit verknüpften Konflikten auf diese Weise bewusst auf die Spur zu kommen ist ein Klärungsprozess, den wir allerdings nicht von Kindern erwarten können, sondern zunächst mit uns selbst zu praktizieren hätten. Es wäre ein Unding, Kindern gegenüber den Anspruch zu haben, sie

sollen ihre Zusammenstöße möglichst kooperativ regeln, das jeweilige Pädagogenteam jedoch eigene Konfliktarbeit unterlässt. Jede Konfliktarbeit mit Kindern ist kontraproduktiv, wenn die eigene Streit- und Konfliktkultur nicht wirksam reflektiert und entwickelt wird. Konfliktfreies Leben ohne Konfrontationen und Interessengegensätze ist nicht denkbar. Die gerade bei Frauen und im Frauenort Kindertageseinrichtung oftmals anzutreffende streitverleugnende Harmoniesucht ist jedoch (kaum anders als die Strategie männlich-aggressiven Vorgehens) eines der wirksamsten Mittel, die Entwicklung einer konstruktiven Streit- und Konfliktkultur zu verhindern.

Viele Beobachtungen und Erfahrungen mit Kindern zeigen nun, daß sie jedoch in Bezug auf die Vielfalt ihrer Konfliktlösungen erfindungsreicher und experimentierfreudiger sind, als wir denken. Im Interesse der Realisierung ihrer Spielideen verdeutlichen sie sich, überzeugen, verteidigen und verhandeln sie, werben sie um Kooperationspartner. Ihr Grundanliegen besteht darin, selbst etwas bewirken zu wollen, auch den Erwachsenen und Institutionen gegenüber. Ihre Versuche hierbei, Grenzen zu überschreiten, sich an Grenzen zu reiben, zielen letztendlich darauf ab, das eigene Profil auszuloten, sich mehr Selbst- und Weltverfügung zu ermöglichen. Den Kindern hierbei zu vertrauen, sie zu begleiten und zu unterstützen ist eine bedeutende pädagogische Grundhaltung.

Eher problematisch wird es, wenn mitunter die Konfrontationen nicht aufhören und Grenzverletzungen zum Dauerbrenner werden. Dann wäre eine intensive Forschungsarbeit über die Lebenszusammenhänge angezeigt, die das Verhältnis der Erwachsenen zu diesem Kind und zu sich selbst wie auch die Umgangskultur in der Institution mit einschließt. Im hohen Maße bestimmen subjektive Bewertungen und Umfelder, ob und wie ein Kind als übergriffig oder aggressiv bezeichnet wird. So auch bei den Jungen: Zu schnell sind wir mitunter dabei, sie als aggressiv zu etikettieren, ohne genauer zu bestimmen, was dahintersteckt. Zu sehr und lähmend halten wir uns an dem Störungsblick fest, wo es doch vielmehr darum ginge, den Blick auf die möglichen Stärken dieses Kindes/Jungen und auf unsere eigenen Stärken auszuweiten (s. auch Sommerfeld 1996).

In unserem Projekt "HELDENSPIELE(R)" wurde hierzu ein "**Jungen- Kinder-Erforschungsfahrplan**" erarbeitet. Anliegen war, möglichst umfassend den gesamten Lebenszusammenhang des jeweiligen Kindes/Jungen zu verdeutlichen, besser zu verstehen, wie es dem jeweils beteiligten Erwachsenen mit diesem Jungen geht, was er mit ihm täglich erlebt, denkt, fühlt und wahrnimmt, wie dieser Junge mit sich und anderen lebt und zu leben gelernt hat, an welcher Stelle er zur Zeit steht, worin seine hauptsächlichsten Auseinandersetzungen bestehen:

1. Versuche den Jungen zu beschreiben. Stelle ihn hier in den Raum, mache seine Gestalt hier so sichtbar, wie Du sie täglich wahrnimmst: Wie sieht er aus? Wie ist er gekleidet? Wie hält er sich? Wie bewegt er sich? Wie spricht er? Mit wem ist er befreundet? Was spielt er? Welche Interessen hat er? Wie kommt er morgens an und wie geht er abends wieder weg? usw.

2. Bitte versetze Dich versuchsweise in den Jungen hinein. Stelle den Jungen, wenn es Dir möglich ist, in Ich-Form vor, und zwar so, daß Du Deine Wahrnehmung und Dein Verständnis von ihm in dieser Vorstellungsweise unterbringst. Bleibe also immer auch der oder die für diesen Jungen zuständige und kenntnisreiche ErzieherIn: Name, Alter, wie lange schon in der Einrichtung? Wie heißt die Erzieherin, wie finde ich sie, wie geht es mir mit ihr? Wie finde ich meine Mutti, meinen Vati? Geschwister? Wie finde ich sie? Wie fühle ich mich hier, wie geht es mir hier meistens? Wer sind meine Freunde/Freundinnen/Kumpels? Wie geht es mir mit ihnen? Was stellen wir den ganzen Tag an? Wie sieht der Ablauf eines Tages für mich aus, wie fühle ich mich dabei? usw.

3. Stelle uns die Hauptpersonen vor, die im Leben dieses Jungen Deiner Einschätzung nach eine große Rolle spielen. die Mutter, der Vater, andere Verwandte/Personen/MitarbeiterInnen/Freunde, usw.

4. Wie wird in der Kita über diesen Jungen gedacht und gesprochen? Wie bewertest Du diese Stellungnahmen? Wie charakterisierst Du die Geschichte (Karriere) des Jungen in Deiner Kita? Wie wird in Deiner Einrichtung mit Konflikten, Wut, Konfrontationen und Interessenunterschiede umgegangen?

5. Wie geht es Dir mit diesem Jungen: Was stört mich an ihm? Warum ärgert mich sein Verhalten? Was fühle und denke ich ihm gegenüber? Was gefällt mir an ihm? Weiß ich, was er über mich denkt und fühlt? Habe ich eine Ahnung davon? Mag ich ihn, oder lehne ich ihn ab - oder beides? Stellt er mein Ansehen, mein Konzept, meine Gewohnheiten in Frage? Was kann er alles? Was glückt mir mit ihm? usw.

6. Woran erinnert Dich dieser Junge: Erinnert er mich an irgend etwas? An Erfahrungen und Situationen aus meinem Leben? Kenne ich etwas von seinen Problemen? Was mache ich, wenn ich wütend, enttäuscht oder unglücklich bin? Wie bin ich in Krisen hineingeschlittert, und wie habe ich mir wieder heraushelfen können? Wie habe ich mir Hilfe gesucht? Wie ist mir geholfen worden? Wehre ich diesen Jungen ab, weil er mir unbehagliche, nicht gemochte Teile meines Lebens präsentiert? Kann ich ihn akzeptieren, so lassen, wie er ist? Oder gelingt mir das einfach nicht? usw.

7. Wenden wir uns auf dem Hintergrund der bisherigen Feststellungen dem Jungen genauer zu, wobei alles selbstverständlich Deiner je subjektiven Einschätzung überlassen bleibt: Was geht in ihm vor? Was fühlt und denkt er? Gerade wenn es so "schlimm" ist? Was will er mir mitteilen? Welche Erfahrungen mit Menschen hat er bisher gemacht? Was versucht er unbedingt zu vermeiden? Was könnte er hoffen? Was wünscht er sich? Welche anderen Seiten hat er noch? Was glückt ihm? Was glückt mir mit diesem Jungen?

8. Wähle eine Schlüsselsituation aus Deinem Leben mit diesem Jungen aus und stelle sie detailliert dar: Wie sehen die äußeren Umstände aus? Was war vorher? Wie sieht die Situation aus? Wer spielt dabei mit? In welcher Lage befinden sich diese Mitakteure? Wie ist der genaue Ablauf? Schau Dir die Szene an der Stelle genauer an, die nach Deiner Einschätzung am meisten problematisch ist: Wie sieht sie aus? Was fühlen in diesem Moment die Akteure? Was denken sie? Gäbe es jetzt alternative Handlungsmöglichkeiten? Wie können diese aussehen und ablaufen?

9. Suche nach Bildern, Leitlinien oder Kernaussagen, die für die momentane Lebensauseinandersetzung des Jungen von vorrangiger Bedeutung sind.

10. Welche Schlussfolgerungen können aus diesem Material gezogen werden, die Dein Verhalten und den Umgang in der Kita diesem Jungen gegenüber betreffen? Was könnte zur Entspannung in Deinem Leben mit diesem Jungen in der Kita beitragen?

Wichtigste Denkvoraussetzung dieses Erforschungsfahrplans ist, daß sich der jeweils beteiligte Erwachsene zunächst im Verhältnis zu diesem sogenannten Problemjungen genauer sehen und bewerten lernt und dieses Kind nicht sofort und ausschließlich als klinischer Sonderfall betrachtet wird. Es geht auch darum, den Stand dieser Jungen, ihre Ratlosigkeit und Ausweglosigkeit zunächst zu akzeptieren, um von da aus Änderungen in Form von Verhandlungen, Abkommen und Übereinkünfte zu erwirken. Diese Praxis ist keinesfalls als eine prinzipielle Hinnahme von Übergriffen auf andere, und sei es auch nur als ausnahmsweise oder phasenweise realisierbare Lebenspraxis, misszuverstehen. Auch wenn Akzeptanzfähigkeit und Verhandlungsbereitschaft im Umgang mit Kindern als fundamentale pädagogische Qualitäten gelten, so zeigen sich Respekt und Achtung vor Kindern auch in unserer Unduldsamkeit gewalttätigen Umgangsweisen gegenüber.

Bei der Entwicklung einer Konfliktkultur mit Jungen nimmt die Fähigkeit, Enttäuschungen aushalten und verstehen zu lernen, einen zentralen Platz ein. Der amerikanische Psychologe Martin Seligman hat hierzu unter dem Begriff **"Resilienz"** (Widerstandsfähigkeit, Frustrationstoleranz) ein Programm konzipiert, dessen Kernstück die sogenannte ABC-Methode ist. A (adversity) stellt das enttäuschende Ereignis dar, B (believe) die hiermit verknüpfte Selbstbewertung und C (consequence) die hieraus folgende Reaktion. Beispielsweise kann ein Junge davon enttäuscht sein, daß seine Spielidee von den anderen Jungen verlacht wird (A); er bewertet sich ohnehin als viel zu klein und ängstlich, schämt sich dieser Gefühle und der Bloßstellung durch die anderen Jungen (B) und überkompensiert seine Schamgefühle mit Hilfe von Wutausbrüchen, Schlägen und Beschimpfungen (C). Kurzanalysen dieser Art ließen sich auch für Konfliktsituationen im Pädagogenteam erarbeiten. Punkt B stellt hierbei den entscheidende Dreh- und Angelpunkt zwischen dem inneren Lebenskonzept und der äußeren Situation dar. Wie oben bereits verschiedentlich dargelegt kommt es darauf an, welche Auffassung und Anforderung eine Person sich selbst gegenüber gelernt hat. Ein eher forderndes, auf Größenideen beruhendes Selbstkonzept (B) wird enttäuschende Erfahrungen (A) strikter mit Scham- und Wutgefühlen beantworten (C), wobei sich das Problem besonders dann zuspitzt, wenn sich diese Struktur chronifiziert und damit der Zugang zu den eigenen hierfür mitverantwortlichen Selbstbewertungen verbarrikadiert ist. Um gerade diese Verbarrikadierung durchlässiger zu machen schlägt Seligman vor, Kinder z.B. auf ihre inneren Monologe aufmerksam zu machen. Diese Selbstgespräche verdeutlichen die Selbstbewertung des Kindes und beeinflussen nachhaltig die jeweiligen Gefühlsstellungen und Reaktionsweisen. Ziel ist, verstehen zu lernen, daß nicht

andere und anderes, sondern ich selbst derjenige bin, der mit seinen Selbstbewertungen die eigenen Gefühle und Reaktionen beeinflusst. Erst wenn dieser Zusammenhang bewusster wird, kann an diesem oftmals lähmenden Reaktionsautomatismus etwas geändert werden. Anfragen können so ähnlich wie oben formuliert werden: Was denke ich über mich? Wie sehe ich mich? Wie rede ich mit mir? Wer möchte ich sein? Wie muss ich sein? Kann ich mich anders sehen und beurteilen? etc. Enttäuschende Erfahrungen sollen, so Seligman, als zeitlich begrenzt und als Einzelfall bewertet werden. Auch die Mitbeteiligung äußerer Faktoren müsse hierbei erkannt werden können (Seligman 1999).

Das Konzept **Mediation** kann Kindern (und Erwachsenen) dabei behilflich sein, Konflikte wahrzunehmen und gewaltlos bzw. aggressionsarm zu lösen. Es stellt ein Vermittlungsverfahren zur Streitschlichtung bereit, das selbstverständlich auch im Pädagogen-Team Anwendung finden sollte. Jeder Konfliktfall kann als Störung in der Kommunikation gesehen werden, der oft als Kampf gegeneinander mit gegenseitiger Schuldzuweisung, Ausgrenzung, Bloßstellung und Gewalt einhergehen kann. Appelle an die Einsicht wie auch Abwiegen, Wegsehen oder Flucht, die Suche nach dem Schuldigen oder autoritäre Interventionen helfen offensichtlich sehr wenig und können zur Klärung nicht viel beitragen. Vielmehr geht es darum, die Kommunikation zwischen den Konfliktparteien wiederherzustellen. Mit Hilfe einer (möglichst) unparteiischen Konfliktmoderation durch den Mediator/die Mediatorin wird eine selbstbestimmte Lösung des Problems gesucht, die den Bedürfnissen und Interessen aller Streitparteien entgegenkommt. Der Mediator bewertet dabei nicht das Verhalten, die Positionen und Gefühle der Kontrahenten, sondern hilft ihnen, sich über deren Zusammenhänge und Hintergründe klarer zu werden. Ohne Zielvorgaben und Inhaltsbestimmungen moderiert er das Gespräch und fungiert als Kommunikationsbrücke zwischen den Streitparteien. In einigen Berliner Schulen wird dieses Verfahren bereits mit Unterstützung der Schüler praktiziert. Nicht nur LehrerInnen, sondern auch ältere ausgewählte SchülerInnen übernehmen die Rolle des "Konfliktlotsen", wie der Mediator hier genannt wird. Wieweit sich Kindertageseinrichtungen mit vielen jüngeren Kindern und oftmals im Konfliktfall involvierten PädagogInnen einem solchen Verfahren annähern können, muss jeweils ausprobiert werden.

Einzelne Schritte des Verfahrens:

- Vor einer Konfliktklärung müssen die Parteien zunächst beruhigt, Verletzte getröstet, beschützt und versorgt werden.
- Eine Person muss gefunden werden, die mediatorische Aufgaben übernimmt und Unparteilichkeit gewährleistet. Die mitbetroffene Pädagogin kann im Gespräch versuchen, sich eine eher unparteiliche Haltung zu eigen zu machen.
- Die Streitenden werden (eventuell an einem neutralen Ort) zusammengerufen, willkommen heißen und für ihre Bereitschaft gelobt, eine Lösung für ihr Problem zu suchen.
- Einige Regeln werden erklärt: Ausreden lassen, keine Beleidigungen und Handgreiflichkeiten, der Mediator moderiert und greift, wenn erforderlich, ein; Problemlösungen werden nicht vorgegeben, sondern von den Streitenden selbst gefunden und verbindlich vereinbart.
- Dem Mediator wird die je subjektive Problemsicht der Beteiligten dargelegt. Er hört zu, fragt nach, interessiert sich für die unterschiedlichen Sichtweisen. Die Streitpartner hören auf diese Weise voneinander. Der Mediator achtet auf Störungsfreiheit, gibt Zeit für Beruhigung, zum Aussprechen und Zuhören. Er fasst die jeweiligen Sichtweisen noch einmal zusammen und definiert das Problem.
- Die Parteien werden ermutigt, ihre Gefühle, Ängste, Wünsche und Bedürfnisse bezüglich des Konflikts zu benennen. Der Mediator fasst die jeweiligen Stellungnahmen zusammen. Die Streitparteien können auf diese Weise mehr über den Konflikt Hintergrund bei dem je anderen verstehen lernen und sich selbst verdeutlichen. Sie gewinnen das Gefühl, akzeptiert zu werden und akzeptieren zu können.
- Alle möglichen und auch unmöglichen Lösungsideen werden erwogen. Sie werden festgehalten und sichtbar gemacht.
- Die Parteien einigen sich auf einige konkrete Lösungsschritte, zu deren Realisierung sie sich verpflichten.

Mediation mit Kindern wird sicher vom üblichen Verfahren etwas abweichen müssen, weil ein neutraler und unparteiischer Konfliktschlichter nicht immer gefunden werden kann und im pädagogischen Alltag oftmals vereinfachte Verfahrensweisen gewählt werden müssen. Von den drei möglichen Konfliktbearbeitungsverfahren, nämlich 1. Machtausübung, 2. Vereinbarung und Einhaltung von

Regeln und 3. Vermittlungsverfahren, werden in der Regel die ersten beiden Verfahren bevorzugt. Das Mediationskonzept geht davon aus, daß zwar diese beiden ersten Verfahren nicht gänzlich abgeschafft werden können, jedoch im Interesse einer effektiveren Konfliktbearbeitung der letzteren Verfahrensweise die größere Bedeutung beigemessen wird.

Natürlich gehört zur Konfliktarbeit auch, sich (selbst-) kritisch zu fragen, wieweit sich im pädagogischen Alltag unbemerkt die vielfältigsten Verfestigungen durchsetzen, wie etwa: Streitigkeiten abblocken und abwiegeln, Streitende abweisen, sich genervt, enttäuscht und resigniert fühlen, Kinder nicht ernst nehmen, allein lassen, ihnen Böswilligkeit unterstellen, sich lustig über sie machen, sie der Lächerlichkeit preisgeben, Vertrauensverlust hinnehmen, Ungerechtigkeit dulden, Macht ausüben, Schuld zuweisen, Botschaften übersehen und missachten, desinteressiert sein usw. Umgekehrt ist es hilfreich, sich selbst einige Türöffner bereit zu halten, die für Deeskalation der Konfliktabläufe sorgen können, wie etwa: Entgegenkommen und Interesse zeigen, sich zuwenden und kümmern, Mitgefühl zeigen, sich dazu setzen, zum Gespräch einladen, Anteil nehmen, Nähe und Kontaktaufnahme herstellen, Neutralität, Akzeptanz und Verhandlungsbereitschaft signalisieren. Erst in solchen oder ähnlichen bewusst praktizierten Verfahrensweisen kann es gelingen, Kindern die unterschiedlichsten Erfahrungen nachhaltiger Selbstwirksamkeit zu ermöglichen. Auf diese Weise fördern wir ihre Fähigkeiten zur Kooperation, immer allerdings vorausgesetzt, wir selbst bemühen uns im Pädagogen-Team darum, solcherlei Fähigkeiten und Verfahrensweisen selbst zu praktizieren.

(s. auch: Faller 1996).

In Bezug auf die Entspannung von Wutäußerungen und Aggressionen weisen verschiedene Studien amerikanischer Psychologen darauf hin, dass das bloße Ausagieren und Abreagieren aggressiver Spannungen keinerlei Erfolg verspricht. Wutabfuhr durch Einschlagen auf Punchingbällen, Zuschmeißen von Türen oder martialische Anstrengungen mache trotz kurzzeitiger Entspannung letztendlich nur noch aggressiver. "Wer Menschen erzählt, sie würden ihren Ärger loswerden, wenn sie ihren Aggressionen Ausdruck verleihen, führt sie auf einen falschen Weg, warnen die Psychologen" (Psychologie Heute, Mai/Juli 1999). Wie etwa das Projekt "Faustlos" in Heidelberger und Mannheimer Schulen (1999) zeigt, muss an den fehlenden Sozial- und Selbstkompetenzen angesetzt werden, um einen anderen, gewaltlosen Umgang mit den Gefühlen der Wut, Zurücksetzung, Scham oder Enttäuschung zu lernen. Ähnlich orientiert das Potsdamer Projekt "Konflikt als Chance", das die Fähigkeit, mit Konflikten umgehen zu können, daran misst, wie Kinder in ihrem Alltag soziale Partizipation und Selbstbestimmung erfahren.

(vgl. hierzu Projekt "Konflikt als Chance", Burgwall 15, 16727 Vehlefan, 1998-2000).

2.6 Problem Bewegung / Konzept Bewegungsbaustelle / Bewegte Jungen

In unserem Projekt "HELDENSPIELE(R)" nahm der oft beklagte Bewegungsdrang vieler Jungen breitesten Raum ein. Viele Untersuchungen weisen darauf hin, daß Konzentrations- und Aufmerksamkeitsprobleme allgemein zunehmen, wobei die überwiegende Zahl der hier betroffenen Kinder Jungen sind (s. o.). Auf dem gesellschaftlichen Hintergrund gleichfalls steigender Hektik, Beschleunigung, Mobilitätsanforderung und Konkurrenzorientierung nimmt diese Kinderentwicklung allerdings nicht wunder.

Anstelle nun der üblichen Symptombetrachtung und -behandlung favorisierten wir in unserer Projektarbeit eher die Prävention. Es ging und geht darum, Lern- und Lebensbedingungen in der Kindertageseinrichtung zu entwerfen, die es gerade den bewegten Jungen ermöglichen, sowohl ihren Bedürfnissen zu entsprechen als auch mit sich selbst in der Gemeinschaft mit anderen Kindern neue Erfahrungen zu machen. Wie oben dargelegt befinden sich Jungen auf der Suche nach Männlichkeit je nach ihren Lebensumständen unter einem mehr oder weniger hohen Druck, sich als der sogenannte richtige Junge oder Mann bewähren und präsentieren zu müssen. Dieser Tatbestand trägt wesentlich dazu bei, daß gerade Jungen wie aufgezogen, unter Strom stehend erscheinen. Sie präsentieren uns das, was ihnen die Lebenswelt als Männlichkeitsorientierung zumutet und abnötigt. Mit Strenge, Disziplin, Spannungsabfuhr, Beschäftigung, Tätigkeitsunterweisung, Turnunterricht oder ähnlichen Hilfsmitteln allein kommen wir angesichts solcher Problemursachen nicht weiter.

Auf der Suche nach Alternativen stießen wir auf das Konzept einer **Bewegungsbaustelle**, das in verschiedenen Räume oder im Freigelände realisiert werden kann, sich aber zugleich auch als ein Gesamtkonzept für Spielen und Lernen in einer Kindereinrichtung begreift. Von außen betrachtet treffen wir einen Ort an, in dem sich zahllose vielgestaltige Geräte, Trödelkram, Balken, Latten, Bretter, Fässer, Röhren, Reifen, Kisten, Mobiliarteile, Stoffe, Pappen, Stricke usw. versammeln, eventuell bis unter die Decke und bis zum anderen Ende dieser, gemessen an der traditionellen Kindereinrichtung doch eher ungewöhnlichen Spiel Landschaft. Dass sich in diesem offensichtlichen Chaos auch noch eine große Menge unverletzter und in abenteuerliche Spielideen verwickelter Kinder aufhält und die BetreuerInnen mit ganz anderen Sachen als der Dauerbeaufsichtigung und -beschäftigung der Kinder befasst sind, macht diese Angelegenheit gänzlich zu einer ungewohnten Erfahrung. In Berlin gibt es einige solcher Bewegungsbaustellen. In Auseinandersetzungen hierüber ergaben sich sogleich eine Unzahl von Vorbehalten, wie etwa:

- Baupolizei und Feuerwehr würden das nicht akzeptieren;
- Das lässt sich nicht ausreichend verantworten und kontrollieren;
- Da steht man ja mit einem Bein ständig im Gefängnis;
- Das kriegen doch die Kinder nicht hin, die lernen hier nichts, machen alles nur kaputt;
- Das endet doch als Müllhalde oder Schrottabladeplatz;
- Was werden die Eltern und der Träger sagen?;
- Wo sollen wir so etwas denn in unserer ohnehin viel zu engen Einrichtung machen? etc.

Wieder einmal stößt eine einfache, übrigens in der Anschaffung auch sehr preiswerte und bezogen auf unsere sogenannten Problemjungen hochwirksame Projektidee auf scheinbar unüberwindliche Hürden. Die Angst vor Gefährdung, Verletzung, Kontrollverlust und rechtlichen Folgen möglicher Aufsichtspflichtverletzung stellt hierbei wohl eine der massivsten Blockaden dar. Aber auch die alte Mißtrauens-Auffassung, dass Kindern zu beschäftigen seien, noch gar nicht wüssten, was gut für sie ist, ständig nur sich selbst und andere verletzen und die Sachen zerstören würden, blockiert. Solche Blockaden können nicht ignoriert werden, sondern sollten im Pädagogenteam bewusst und zielstrebig immer wieder bearbeitet werden. Es handelt sich also nicht nur darum, in einer Kindereinrichtung eine zugunsten der bewegten Jungen abenteuerliche und risikoreiche Bewegungsbaustelle ins Leben zu rufen, sondern zugleich auch um eine fundamentale Veränderung der Auffassung von Pädagogik, Institution und Kindheit. Hierzu gehört unter anderem:

- Kinder lernen selbständig, sind geborene, aktive Lerner. Sie schaffen sich die für sie geeigneten Lern- und Entwicklungssituationen, wenn man sie lässt und eine anregungsreiche und offene Lern- und Spiel Landschaft vorbereitet.
- Kinder lernen durch Fehler; wer nicht hinfallen darf, lernt nicht laufen. Eine Pädagogik, die Fehler bestraft, ist nutzlos und überflüssig.
- Wenige und teure Bewegungselemente und Turngeräte sind hierzu ungeeignet; ebenso ein geschlossener Raum, der nur mit betreuten Gruppen in festen Zeiten betreten werden darf. Mehr geöffnete Raum- und Arbeitsstrukturen wären hier angebracht.
- Die Ängste um Verletzung, Kontrollverlust und Zerstörung, aber auch um Lerndefizite müssen in dem Maße zunehmen, wie Kinder nicht gelassen werden und ihnen misstraut wird.
- PädagogInnen fungieren als Lern- und SpielumgebungseinrichterInnen; für diese Arbeit haben sie insofern Zeit, als sie davon ausgehen, daß Kinder von alleine lernen.

Mit Kindern wird nur das möglich, was ich selbst, der Erwachsene, wünsche, begehre, erträume, was ich mir ermöglichen kann, was mein Herz höher schlagen lässt, meine Begeisterung entflammt - dieser Gedanke wäre eine gute Voraussetzung für unser Leben mit Kindern . Ein wichtiger Schritt in Richtung auf die Einrichtung solcher Bewegungsbaustellen sollte deshalb darin bestehen, daß die beteiligten Erwachsenen es selbst ausprobieren, ihre eigene Lust an selbstbestimmten und risikoreichen Bewegungserfahrungen entdecken lernen.

(siehe Projektdokumentation: Die selbständige Bewegungsentwicklung - ein Qualitätsmerkmal in der Kleinkindpädagogik, Andrea von Gosen, Ute Strub, Pikler-Gesellschaft, Berlin 1999; SpielRaum für Bewegung, Kita FAROS, Kreuzbergstr.47, 10965 Berlin; Video "Wer sich nicht bewegt, bleibt sitzen", Claudia Hentschel, Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge, Frankfurt/M. 1993).

2.7 Entdeckendes Lernen / Konzept Lernwerkstatt

Das Konzept Lernwerkstatt nahm in unserem Projekt zugunsten der sogenannten gelangweilten, unterforderten und übergriffigen Problemjungen einen ebenso großen Raum ein wie das Konzept Bewegungsbaustelle. Stellen wir uns vor, wir betreten eine Werkstatt, unsere Augen sehen, unsere Ohren hören, die Nase riecht, es kribbelt in den Fingern und im Kopf, eine überbordende, neugierig machende Fülle von Eindrücken, Materialien, Plätzen, Vorgängen, die uns sofort mit Spannung und Handlungsbedürfnissen erfüllt. Wie unterschiedlich sind demgegenüber unsere Eindrücke und Wünsche, wenn wir einen traditionellen Gruppenraum mit Bastecke und Puppennische, Tischen und Stühlen, Wandschmuck und Spielzeug betreten. Die Wahrscheinlichkeit ist sehr hoch, daß viele Kinder ebenso reagieren wie viele Erwachsene, nämlich mit innerer Neugier und Aufregung inmitten einer solchen Werkstatt nun den eigenen Tätigkeitswünschen endlich Raum zu geben oder aber etwas wohlwollend gelangweilt den üblichen Gruppenräumen den Rücken zu kehren. Nicht, daß eine gediegene Wohnzimmerlandschaft in Kindereinrichtungen etwa ganz und gar in Frage gestellt werden soll; es kommt darauf an, daß auch andere Orte und Umgebungen möglicher werden, die nicht so sehr ins traditionelle Hausfrauenkonzept passen.

Wie in Bewegungsbaustellen schaffen sich Kinder in Lernwerkstätten mit Hilfe vieler bereitgestellter Materialien, Orte, Situationen und Werkzeuge selbst unzählige Anlässe zum gemeinsamen Lernen. Sie lernen selbstbestimmt und aktiv mit ihren gesamten geistigen und körperlichen Fähigkeiten. Auch hier fungieren PädagogInnen vor allem als Bereitsteller und Moderator der jeweiligen Lernbedingungen. Nicht die Lehrenden, sondern die Lernenden bestimmen die Inhalte und Abläufe ihres Lernens. Hierzu benötigen sie eine vorbereitete und entspannte Umgebung, um eigenständig entscheiden zu können, was sie tun wollen.

Offensichtlich hat dieser ganzheitliche und selbstbestimmte Lernansatz eine weitaus größere Effektivität, als etwa die traditionellen Modelle angestrenzter und misstrauischer Unterweisung und Beschäftigung, Fehler- und Misserfolgsbestrafung. Nicht nur Wissen und Fertigkeiten werden gelernt, sondern zugleich auch Selbstbestimmung, Eigenverantwortung, Neugier, Entdeckerlust, Erfindungsreichtum und Kooperation. Selbst die gewinn- und konkurrenzfixierte Wirtschaft erkennt seit geraumer Zeit, daß MitarbeiterInnen mit solchen Fähigkeiten im Gepäck nutzbringender sind als solche, die in den alten Kategorien der Hierarchie, Unterwerfung, Unterweisung, des Faktenwissens und der Sanktionierung von Misserfolgen denken.

Ähnlich wie in der Etablierung von Bewegungsbaustellen geht es auch bei Lernwerkstätten darum, daß - Kindern vielfältige und freie Zugänge zu Materialien, Werkzeugen, Instrumenten, Maschinen, Geräten ermöglicht werden;

- fertige Spielzeugwelten und Spielgeräte allmählich abgeschafft werden können;
- vorwiegend Gebrauchs-, Natur- und Abfallmaterialien bis unters Dach gesammelt und verfügbar werden;
- sich die Kindereinrichtung stärker auf vielfältige Funktionsräume und Spezialisierungen orientiert;
- Ängste vor Verletzungen, Kontrollverlust, Lerndefizite abgebaut werden;
- die eigene Lust der beteiligten Erwachsenen am Spielen und Lernen, auf Werkstatt und Baustelle, am Ausprobieren, Experimentieren und Erfinden entdeckt wird.

Auf diese Weise können wir nicht nur besser den Bedürfnissen vieler Jungen entgegenkommen, sondern den Entwicklungsinteressen aller Kinder entsprechen. Neue Erfahrungsbereiche können auf diese Weise erschlossen werden, die für das Zusammenleben von Mädchen und Jungen und für eine neugierige, kreative, expansive, forschende und lebenszugewandte Kindheitsentwicklung gut sind. Aus einer enggeführten und eher Mädchenspezifischen Institution wird ein offenes Haus für Kinder, in dem sowohl "typisch weibliche" als auch "typisch männliche" Lebens- und Lernkultur vereint sind. Pädagogik in diesem Sinn braucht nicht mehr einer rigiden Geschlechtergetrenntheit menschlicher Lebenseigenschaften verhaftet bleiben.

(s. auch: Albert 2000; Video "Lob des Fehlers" von Reinhard Kahl, NDR 1992).

2.8 Konzept Öffnung / Offene Häuser für Mädchen und Jungen

Die hier skizzierten und im Projekt HELDENSPIELE(R) probierten Ansätze knüpfen zum einen an die Selbstfindungsprobleme der Jungen an, zum anderen kommen sie zugleich aber auch der gesamten pädagogischen Qualität der jeweiligen Einrichtung zugute. Dem Gesamtkonzept "Öffnung" kommt hierbei eine Schlüsselfunktion zu. Das mehrfach dargelegte Problem, daß Kindertageseinrichtungen bisher zu einseitig auf eher (Haus-) fraulich-traditionelle und defensive Lebensweisen ausgerichtet

sind, führte dazu, nach alternativen bzw. ergänzenden, eher expansiven, erlebnisreichen, abenteuerlichen und offenen Lebensweisen und Konzepten zu suchen. Positive, bisher traditionell eher als männlich definierte und misstrauisch beäugte Elemente sollten stärker zur Geltung kommen, wie zum Beispiel:

- raumgreifende, kreative, abenteuerliche Spielprojekte;
- bunte, offene Werkstätten bis unters Dach, statt ordentliche, allesfunktionale und stets saubere Wohnzimmer und Plastikwelten;
- kühne und herausfordernde Baustellen für Spiele, Bewegung, Körpererfahrung, statt angstvoll beargwöhnte Turnstunden in sterilen Turn- und Aktionsräumen;
- undurchdringliche Urwälder, Höhlen und Nischen, statt feine, durchsichtige und gut gepflegte Spielgärten.

Die sogenannten männlichen Elemente sind hierbei wohl eher als menschliche Lebenseigenschaften für mehr Expansion, Anstrengung, Arbeit, Abenteuer, Wagnis, Experiment und Kreativität einzuordnen. Die herkömmliche mädchenstraditionelle Kinderbetreuungsinstitution sollte sich zu einer Werkstatt oder Baustelle des Lernens und Spielens umgestalten. Diese Idee fordert grundlegende Veränderungen einer Institution heraus, in der Kinder spielen, lernen und leben.

Zum Stichwort "Offene Arbeit in der Kindertageseinrichtung" wurden in einer Fortbildung die folgenden Vorbehalte und Assoziationen protokolliert:

- Chaos und Durcheinander würde entstehen;
- Zwischen Kindern und Erwachsenen würde die Beziehung verloren gehen;
- Kinder blieben desorientiert und sich selbst überlassen;
- Es bestünde aber auch die Chance, daß Kinder und Erwachsene nach eigenen Fähigkeiten leben und lernen könne;
- Mehr Arbeit würde entstehen, mehr Absprachen seien erforderlich, alle müssten es wollen, der einzelne trüge für das Ganze mehr Verantwortung;
- Die Gefahr könne entstehen, dass keiner mehr etwas macht, weil alle alles machen;
- Kinder können sich eher entziehen;
- Es gäbe möglicherweise viele Anfänge ohne Ende, ein Dauerexperiment;
- Kleingruppen und Einzelbetreuung wäre möglicher.

Offene Pädagogik begründet sich vor allem in der gewandelten Auffassung vom Kind und von der Kindheit. Aus einem Objekt erzieherischer Absichten und Maßnahmen wird ein Subjekt der eigenen Entwicklung. Der Pädagoge wandelt sich demgemäß zum Begleiter, Unterstützer, Ermutiger, zum Coach, zum Vorbereiter und Bereitsteller optimaler Lernbedingungen.

Öffnung als pädagogisches Konzept wird in zweierlei Weise verstanden, als Öffnung nach Innen und als Öffnung nach Außen. In Übereinstimmung mit den oben dargelegten Positionen zur Konfliktarbeit ist nach Innen zunächst die eigene Öffnung Schlüssel und Voraussetzung für die Öffnung im Pädagogen-Team, das heißt für die Gestaltung einer offenen, transparenten und selbstreflektierenden Kooperation und Kommunikation. Günstig ist hierfür eine eher flache Hierarchie, in der gemeinsame Entscheidungsprozesse bevorzugt werden. Ein flexibler Tagesablauf und weitgehend offene Gruppenarbeit bestimmen den pädagogischen Alltag. Eltern werden als Partner und Kunden betrachtet.

Nach Außen öffnet sich die Einrichtung zum Gemeinwesen, sieht sich als Bestandteil eines regionalen Sozial-, Kinder- und Familiennetzwerkes. Ihre Konzepte und Sichtweisen stellt die Einrichtung öffentlich vor, mischt sich zugunsten der Kinder in die kommunale Politik ein und sorgt sich um die Entwicklung und Präsentation ihres pädagogischen Profils. Sie versteht sich als Unternehmen im weitesten Sinne dieses Wortes, das heißt, die MitarbeiterInnen tragen für die Profilierung und Qualitätsentwicklung ihrer Einrichtung Mitverantwortung.

Offene pädagogische Arbeit verhandelt die Grenzen der Institution Kindertageseinrichtung in Richtung mehr Autonomie, Selbstgestaltung und Selbstverantwortung der Kinder und Erwachsenen neu. Die Entscheidung hierfür in einer Einrichtung steht und fällt mit dem Grundsatz, daß alle etwas davon haben müssen.

Einzelne Aspekte für offene Pädagogik:

- Pädagogisches Hauptanliegen ist, Kinder in der Entfaltung ihrer Fähigkeiten zur Selbstverantwortung und Sozialkompetenz zu ermutigen.
- Die räumliche Struktur des Hauses weicht von den herkömmlichen Gruppenräumen ab. Es entstehen Funktionsräume als attraktive Spiel- und Lernlandschaften (z.B. Lernwerkstatt,

Bewegungsbaustelle, Stilleoase, Cafeteria, Theater, usw.) mit dezentralen Spielprozesse und Aktionszentren. Die Kinder entscheiden, wo, mit wem, was sie jeweils machen wollen.

- Die jeweiligen Projekte und Aktionen sind verlässlich und transparent. Die einzelnen MitarbeiterInnen spezialisieren bzw. qualifizieren sich und planen und realisieren für Kleingruppen, Arbeitsgruppen, Altersgruppen zum Beispiel auch Jungen- oder Mädchengruppen, bestimmte Projektarbeiten.
- Regelmäßige Kinderbesprechungen bzw. die Etablierung verschiedener Kindermitwirkungsstrukturen werden Bestandteil dieser Konzeption.
- PädagogInnen unterstützen und begleiten die Kinder. Sie stellen anregende Lernumgebungen bereit, beschützen die kreative Entfaltung der Kinder, fungieren als deren Entwicklungshelfer und Anwalt. Als für die gesamte Betreuungszeit des einzelnen Kindes in der Einrichtung zuständige Bezugsperson lassen sie sich auf Nähe und Beziehung zum Kind ein.
- Teamarbeit wird zentrales Qualitäts-Merkmal. Jede/r MitarbeiterIn denkt für das ganze Haus, für dessen Entwicklung und Profilierung Verantwortlichkeiten, Arbeitsteilungen und verbindliche Absprachen unumgänglich sind. Die eigene Arbeitsentwicklung und -auffassung ist transparent, persönliche Stärken und Fähigkeiten werden genutzt und weiterqualifiziert. Es finden regelmäßige Teamgespräche und offene Aussprachen statt. Eine bewusste und selbstreflektierende Streit- und Konfliktkultur wird ausgebaut. Die besondere Hausphilosophie, das spezielle Profil des Hauses wird diskutiert, erarbeitet und veröffentlicht.

Einzelne Entwicklungsschritte sind u.a.:

- Das PädagogInnen-Team nimmt sich Zeit für die Zustimmung und Vorbereitung dieses Veränderungsprozesses in Richtung Offene Pädagogik.
- Weitreichende Zeitpläne für die einzelnen Veränderungsschritte sind erforderlich.
- Mit kleinen überschaubaren Einheiten wird begonnen, einzelne Entwicklungsschritte werden definiert, entschieden und probiert.
- Zweifel, Vorbehalte, Ängste, Rückschritte und Misserfolge werden ernstgenommen und bearbeitet.
- Die einzelnen Entwicklungsschritte werden ausgewertet.

(s. auch: Deutsches Jugendinstitut 1994; Becker-Textor 1994)

2.9 Jungen-Mädchen-Gruppenarbeit

Die aufgrund der oben dargelegten Probleme sinnreiche Überlegung einer zeitweiligen Trennung von Jungen oder Mädchen ist in Kindereinrichtungen noch ungewöhnlicher als in Schulen. Hier wird über den Sinn einer partiellen Aufhebung der Koedukation für beide Geschlechter schon lange diskutiert. Dabei wird vielfach von beiden Geschlechtern her argumentiert:

- Mädchen seien oftmals durch das grenzverletzende Verhalten der Jungen behindert.
- In der Regel würden Jungen eher die (auch negative) Aufmerksamkeit auf sich ziehen; sie geben den Ton an, beherrschen die Szene.
- Obgleich Mädchen kooperativer und auch in den schulischen Leistungen besser als die Jungen seien, würde sich trotzdem das männliche Lebensmuster der permanenten Konkurrenz, an dem sich die Jungen zu messen versuchen, das schulische Geschehen (analog dem späteren Berufsleben) bestimmen.
- Es sei aber auch nicht mehr zu übersehen, daß Jungen geringere schulische Leistungen aufweisen und sozial wenig kompetent seien. Mit ihrem aufdringlichen Verhalten kaschierten sie ihre Angst vor Bloßstellung, ihre Unfähigkeit, sich Verletzlichkeit und Empfindsamkeit zuzugestehen.

Unumstritten ist, daß beide Geschlechter ihren Nutzen aus einer zeitweisen Trennung ziehen könnten: Mädchen, weil sie den dauernden Provokationen durch Jungen nicht mehr ausgesetzt wären und ihren eigenen Lerninteressen ungestörter nachgehen könnten; Jungen, weil sie sich nicht mehr aufspielen und ihre Größe demonstrieren müssten und weil sie sensibler und kooperativer miteinander umzugehen lernen könnten. Eine zeitweilige Arbeit mit geschlechtshomogenen Gruppen wird aber immer auch eine Gratwanderung zwischen der einerseits sicherlich lebensbereichernden und identitätssichernden Erfahrung und andererseits der Verstärkung geschlechtstypischer Abgrenzungen und Vereinseitigungen sein.

In einigen Einrichtungen unseres Projektes HELDENSPIELE(R) wurden Jungengruppen ins Leben gerufen wurde, die zugleich die Gründung von Mädchengruppen zur Folge hatten. Während sich nun in einem Fall die Jungen engagiert mit der Gestaltung einer indianischen Totenhütte beschäftigten, entwickelten die Mädchen eine zauberhaft kostümierte Go-Go-Girls-Gruppe. Solche geschlechtstraditionellen Bedürfnisse lassen sich nicht immer umgehen. In getrennten Gruppen können Jungen wie Mädchen jedoch zunächst einen eigenen Entwicklungsraum beanspruchen, in dem das Lernen solidarischer, unmaskierter Verhaltensweisen trotz eventueller geschlechtstraditioneller Themen möglicher wird. Dass in der Jungengruppe auch Gefühle, Nähe und Gespräch zugelassen waren, daß der Indianerstamm dann mit den Go-Go-Girls in der neu errichteten Totenhütte oder um sie herum einen gemeinsamen Einweihungstanz veranstaltete und zum gemeinsamen Picknick in der Hütte eingeladen wurde, das waren weitere spannende Erfahrungsschritte der Jungen und Mädchen zueinander und zu sich selbst. Was wir - sicherlich immer nur begrenzt - mit einer zeitweisen Jungen- und Mädchengruppenarbeit erreichen können, sind Erweiterungsschritte über die engen Geschlechtsrollenauffassungen hinaus und zugleich Schritte partnerschaftlichen Umgangs mit dem eigenen und dem je anderen Geschlecht.

2.10 Männer im Frauengarten

Die Praxis zeitweiliger Jungengruppenarbeit hätte zur Voraussetzung, in Kindereinrichtungen und Grundschulen über genügend Männer zu verfügen. Da das bekanntlich aber bisher nicht der Fall ist, ergab sich in unserem Projekt die etwas merkwürdige Situation, daß Erzieherinnen sich entschieden, über einen bestimmten Zeitraum hinweg und auf ein bestimmtes Thema bezogen Jungengruppen ins Leben zu rufen. Trotz anfänglicher Skepsis auch von Seiten der KollegInnen und Eltern war es für die Frauen ein spannender Versuch, zumal zeitweilig aus der Umgebung der Einrichtung Männer (Zivildienstleistende, Pfarrer, Väter, Lebenspartner, Hausmeister usw.) hinzugezogen werden konnten. Trotz aller Unsicherheiten machten sie die Erfahrung, daß Jungen unter sich etwas gedämpfter und produktiver zu agieren bereit waren. Gewissermaßen Nebenprodukt war gerade in Bezug auf einige als schwierig geltende Jungen eine Entlastung für die anderen MitarbeiterInnen der Einrichtung.

Kindereinrichtungen stärker für Männer zu öffnen bleibt jedoch zweifellos wichtiges Anliegen. Allerdings sind die politischen und persönlichen Barrieren hier sehr hoch, da mehr als andere pädagogische Institutionen Kindertageseinrichtungen als Frauen-Mutterdomäne gelten und sich, was etwa Finanzrahmen, Ausbildung, Gehaltsgruppen oder Arbeitsbedingungen betreffen, eher am unteren Ende der Bewertungsskala für öffentliche Erziehung und Bildung befinden. Oft genug wechseln gerade Erzieherinnen, die sich aktiv um ihre Weiterqualifikation und pädagogische Professionalität bemühen, dieses Berufsfeld. Auch die wenigen Männer, im Westteil Berlins etwa 5 Prozent, im Ostteil etwa 1 Prozent der in den Einrichtungen Tätigen, versuchen oftmals mit Hilfe zusätzlicher Qualifikationen den Umstieg auf andere pädagogische Arbeitsbereiche. Einerseits schrecken sicherlich viele junge Männer aus Gründen ihres traditionellen Männlichkeitsverständnisses davor zurück, in einer Frauendomäne zu arbeiten, andererseits wird diese Abwehr durch die hier vorfindliche Berufsrealität noch um einiges verstärkt. Letztendlich trägt sich wohl auch hier in der Vernachlässigung und Geringbewertung solcher Berufsfelder, die herkömmlich durch Frauen und Mütter kostenlos bestellt worden sind, die Dominanz traditioneller Männerkonzepte aus.

In diesen Frauen-Einrichtungen ist es für Männer dann allerdings nicht leichter als für Frauen in Männerbetrieben. In unserem Projekte HELDENSPIELE(R) war dann auch der Umgang und die Bewertung der beiden Geschlechter untereinander im pädagogischen Alltag eines der zentralen Gesprächsthemen.

Einige der Ergebnisse:

- Männer fühlen sich oftmals in die Rolle von Hausmeistern, Organisatoren, Handwerkern und Experten für Rauf- und Aktionsspiele gedrängt.
- Frauen kritisieren an Männern ihre zu geringe Umsicht, Aufmerksamkeit und Fürsorge; sie seien zu unverbindlich, würden zu wenig von sich sprechen und sich zu schnell in die Abwehr flüchten.
- Männer wiederum beklagen bei den Frauen Überängstlichkeit und Überfürsorge; auf die Entwicklung neuer, ungewöhnlicher Aktionsformen und Ideen würde sich diese Übermutterung lähmend auswirken.
- Zudem würden die Frauen ihr Terrain, als sei es ihr Privatbesitz, nach ihren Lebensmustern besetzt halten; da sei es für Männer mitunter sehr schwer, sich mit anderen Ideen

durchzusetzen. Außerdem sei von ihnen in diesem Berufsfeld doch nicht zu erwarten, daß sie eine noch perfektere Übermütterlichkeit an den Tag legten, um akzeptiert zu werden.

Allgemein lässt sich feststellen, daß all diese unterschiedlichen kritischen Sichtweisen durchaus ihre jeweilige Berechtigung haben. Natürlich verhalten sich Männer und Frauen im pädagogischen Arbeitsfeld unterschiedlich, sogar gegensätzlich, bringen verschiedenartige Lebenselemente ein. Es kommt daher darauf an, sich nicht in gegenseitigen Vorwürfen festzubeißen, sondern miteinander ins offene Gespräch darüber zu kommen, Hintergründe auszuforschen, die gegenseitigen Behinderungen aufzudecken und voneinander zu lernen. Das wäre ein Schritt in die Richtung, aus dem traditionellen Mädchen- und Frauenort einen gemeinsamen Ort beider Geschlechter zu machen.

2.11 Väter und Söhne, Mütter und Töchter / Kommunikations- Begegnungsort Kindertageseinrichtung

Väter und Söhne/Kinder:

Es scheint, so der Jungenforscher William Pollack, als stünden wir am Vorabend einer neuen Geschlechterrevolution. Jungen tragen eine große Sehnsucht in sich, ihr privates und ihr öffentliches Selbst zu vereinen, sie wollen endlich stolz auf das sein, was sie wirklich sind, sie wollen sich von den Fesseln der Scham befreien, die sie jahrhundertlang tragen (Pollack 1998, 474). Die Voraussetzung hierfür bestünde darin, daß Männer/Väter selbst zunächst damit beginnen, ihre Beziehung zu sich selbst im Kontext männerweltlicher Anmaßungen bewusst zu machen und inmitten der und in bezug auf die Welt für sich selbst Verantwortung zu übernehmen und zu sorgen lernten.

Es scheint mir letztendlich belanglos zu sein, ob nun von Bemutterung oder Bevaterung zu reden wäre, ob das sogenannte Geheimnis gelüftet werden könne, was der neue Vater alles zu tun imstande sein müsste. Es kommt auf dem Hintergrund der hier vorgetragenen Begründungszusammenhänge allein darauf an, ob diese Mutter oder dieser Vater, diese Frau oder dieser Mann achtungsvoll und aufmerksam mit sich selbst zu leben versteht. Dann könnte der Blick auf das Kind, den Sohn oder Jungen ein einzigartiges Abenteuer werden, einschließlich aller auch daran geknüpften alltäglichen Lasten und Mühen. Was für eine Lebensbereicherung, wenn sich Väter und Männer mit ihren Kindern, ihren Söhnen und Jungen, solchen Abenteuern hingeben, und welch ein großer Lebensverlust, wenn sie sich dem dauernd mit den durchsichtigen Ausflüchten, sie hätten keine Zeit oder die Frauen machten das sowieso viel besser, zu entziehen suchen.

Die allererste Forderung an die Väter und Männer besteht darin, sich dieser Erfahrung mit viel Zeit hinzugeben, sich auf die seltsamen und eigenartigen Spuren der Kinder zu setzen, nicht etwa, weil es "sein muss", sondern weil "ich es möchte", weil ich Lust zum spielen, erinnern, fabulieren habe.

"Wer einmal mit einem Kind einen Drachen gebaut hat, wer sich dabei mehr von dem Kind als von den nützlichen Anweisungen zum Bau eines Drachens leiten ließ, weiß, wie viele lächelnde Blicke reiner Freude man während dieser Arbeit miteinander tauscht. Und das ist das Beste beim Bau eines Drachens mit einem Kind! Was dann folgt, daß der Drachen nicht fliegt, nur halb fliegt, zerreißt oder unbenützt, neu wie er ist, im Gerümpel auf einem Schrank vergessen wird, dies alles ist ohne Bedeutung gemessen an der ungetrübten Freude, zusammen mit einem Kind einen Drachen zu bauen" (Unica Zürn, zit. n. Krenz 1990).

Wenn Väter so mit Kindern zu leben begännen, endlich wirklich anwesend, den Kindern zugewandt, dann müssen Kinder nicht immer nur an ihnen herumzerren, um sie endlich anwesend zu machen, ihre Gegenwärtigkeit und Authentizität zu erzwingen, die sie für ihre Lebensentwicklung so dringend benötigen.

"Mehr Vater fürs Kind - Kinder malen ihren Vater"- das war 1996 der Titel einer Wanderausstellung der Berliner Väterinitiative, in der Kinder selbst ihren Wunsch, mit Vätern zu leben, darstellten. Ernst und Freude, Geborgenheit und Verlust, Trauer, Liebe, Verletzungen und Träume machten sie in ihren Bildern deutlich. Mit dem Mythos, Mütter seien angeblich die unersetzbare Hauptsache in der Betreuung der Kinder, versuchen sich allenfalls Männer aus der Affäre zu ziehen und Frauen sich und die Väter am traditionellen Denkmuster festzunageln. Zweifellos gehen wir heute davon aus, dass Väter und Mütter gleichberechtigte und gleich fähige BegleiterInnen der Kinder sein können, zumal Untersuchungen schon mehrfach ergaben, daß beispielsweise Väter/Männer den Kindern mehr zutrauen, sie stärker herausforderten und weniger ängstlich als Mütter sind.

Sicherlich befinden wir uns in einer Zeit unklarer Übergänge. Die alten Geschlechterverträge gelten nicht mehr, die Aushandlung neuer Strukturen des Zusammenlebens in Familien oder anderen Lebensgemeinschaften stünde auf der Tagesordnung. Nach den Ausführungen der Familienministerin Christine Bergmann zur Kampagne "Mehr Spielraum für Väter" nehmen heute zwar erst 2 Prozent der Väter den sogenannten Erziehungsurlaub in Anspruch, aber rund 20 Prozent der Väter hätten die ernsthafte Bereitschaft, sich stärker in der Erziehung zu engagieren und dafür im Beruf kürzer zu treten. (Der Tagesspiegel, 7.3.01)

Dazu gehört aber eben nicht nur, sich als Mann den ungewohnten Unwägbarkeiten und Daueranforderungen der Kinderbetreuung zu stellen, sondern nach wie vor auch Nachteile für die weitere berufliche Laufbahn in Kauf zu nehmen, da unsere gesamte Arbeitsstruktur noch auf die längst überholten traditionellen Geschlechtsrollen fixiert ist.

Grundlagen für eine Umorientierung wären daher:

- selbstverständliche eigenständige Erwerbstätigkeit und Berufsorientierung beider Eltern,
- flexible Übergänge zwischen Familienarbeit und Berufsarbeit, sowie Teilzeitarbeit für beide Eltern, ausreichende Finanzierung und Arbeitsplatzsicherheit bei der Wahrnehmung von Erziehungs- und Fürsorgearbeit für Mann und Frau gleichermaßen, und schließlich
- ein hochqualifiziertes öffentliches Erziehungs- und Bildungswesen.

Mütter und Söhne

Nach wie vor besteht jedoch ein starkes Übergewicht der selbstverständlichen und kostenlosen Kinderbetreuungsarbeit durch die Mütter auf der einen und eine durch äußere Bedingungen (Arbeits- und Gesellschaftsstrukturen) und innere Einstellungen (Kinder sind Frauensache, Mann muss hinaus ins feindliche Leben) begründete Abwesenheit der Väter im Familiengeschehen auf der anderen Seite. Zu sehr und zu ausschließlich unterwerfen sich Frauen bis heute den sogenannten weiblichen Tugenden der Fürsorge, Duldsamkeit und Selbstaufgabe. Ein wichtiger Schritt für Mütter bestünde darin, sich von den traditionellen und unbegründbaren Muttermythen zu distanzieren, bewusster auf sich selbst achten und die eigenen Lebensinteressen wahrzunehmen. Nach einer Allensbacher Repräsentativstudie von 1996 sind in Deutschland nur noch 17 Prozent der Frauen zwischen 25 und 45 Jahren in West-Großstädten und 5 Prozent in Ost-Großstädten an der ausschließlichen Realisierung der traditionellen Mutterrolle interessiert. Den meisten Frauen geht es darum, Beruf, Kind und Partnerschaft unter einen Hut zu bringen (Berliner Zeitung, 12.2.1999). In diesem fundamentalen, seit Beginn des letzten Jahrhunderts immer weiter fortschreitenden Veränderungsprozess liegt eine überaus große Chance für beide Geschlechter zum Aufbruch in eine neue Lebenskultur jenseits der alten Hierarchien, Abhängigkeiten und Konkurrenzen. Zunehmend beginnen Mütter, ihre eigenen Lebensinteressen wahr- und ernstzunehmen. Sie beginnen, ihre duldende und verzichtende Rolle zu hinterfragen. Und sie hören endlich damit auf, die innere und äußere Abwesenheit, Verantwortungslosigkeit und Gewalt von Männern und Vätern im alltäglichen Leben mit Kindern zu dulden. Sie beenden ihre endlose, bis zum schrecklichen Finale praktizierte Verständnisbereitschaft, akzeptieren Ausreden nicht mehr und hören endlich damit auf, für Männer zu sorgen und ihnen die tabuisierte und abservierte Lebenshälfte zu ersetzen. Dieses Alternativprogramm auf Seiten der Frauen hielte letztendlich auch den Männern und Vätern die Tür für besseres, kooperatives Zusammenleben offen. Dazu gehörte schließlich auch, dass Mütter mit den Männern endlich das ihnen traditionellerweise zugeschriebene und gewohnte Terrain für die alltägliche Lebenssorge zu teilen beginnen, auch wenn es ihnen und den Männern sehr schwer fällt und mit zahlreichen Risiken dabei zu rechnen ist.

Zu sehr wird bis heute Muttersein unter überfordernden, idealisierenden oder übermäßig kritischen Gesichtspunkten, insbesondere die Entwicklung der Söhne betreffend, betrachtet. Wenn wir aber den "Normalfall" einer aktiven, im Leben stehenden, gut für sich selbst sorgenden und sich ihres Verhältnisses zu sich selbst in Bezug auf Mannsein bewussten Mutter zum Ausgangspunkt nähmen, dann kann sich für Söhne im Verhältnis zu Müttern (und Vätern) ein unerschöpfliches und unersetzbares Lebenslernfeld jenseits traditioneller Männernormen und Hierarchien eröffnen:

- als eine Kultur kooperativen Zusammenlebens in der Familie oder anderen Lebensverbänden,
- in Gestalt einer Mutter, die männliche Machtanmaßung nicht mehr duldet, die aktiv und selbstbestimmt lebt und Respekt für die eigenen Lebensräume einfordert,
- als Hochbewertung und Achtung der Haus-, Familien- und Fürsorgearbeit und schließlich
- als achtungsvolles Leben mit Kindern.

Väter, Mütter und Söhne in der Kindereinrichtung

In unserem Projekt HELDENSPIELE(R) haben wir den Versuch gemacht, mit Hilfe gemeinsam erarbeiteter Interview-Leitfäden zum Thema Jungen/Söhne mit Eltern ins Gespräch zu kommen. Wir wollten herausfinden, wie Mütter und Väter ihre Söhne wahrnehmen, wie sie ihr gemeinsames Leben realisieren und an welche Probleme sie dabei stoßen. Diese kleine Forschungsarbeit hatte bei den ErzieherInnen wie auch bei den Eltern einen weiteren Effekt. In der Erarbeitung und späteren Bearbeitung dieser Interview-Leitfäden kamen viele der Beteiligten über die je eigenen Denkweisen, Gewohnheiten und Lebensgeschichten in Bezug auf Männlichkeit und Jungenleben ins Nachdenken. Auf diese Weise verknüpfte sich bezogen auf das Jungen-Mannthema die Erforschung der je Anderen mit der Selbsterforschung. Die hohe Gesprächsbereitschaft vieler Eltern lag einerseits darin begründet, daß diese Art der Gesprächsaufnahme nicht mit den oft üblichen und auch notwendigen Problemanfragen über die Auffälligkeit ihrer Kinder verknüpft war. Andererseits haben offensichtlich Eltern ein ausgesprochen großes Bedürfnis, endlich einmal ohne erhobenen Pädagogen-Zeigefinger über ihre Erfahrungen und Probleme mit ihren Kindern befragt zu werden.

Väter wünschten sich sehr oft mehr Zeit für das Zusammensein mit ihren Söhnen. Mitunter sprachen sie in diesem Zusammenhang ihre eigene Vaterentbehmung an. Zugleich aber begründeten sie ihre Zeitprobleme mit den üblichen und zum Teil auch verständlichen Argumenten der Absicherung des Arbeitsplatzes und des Familienunterhaltes. Mütter äußerten manchmal ihre Ratlosigkeit in Bezug auf die Männlichkeitssuche ihrer Söhne. Und sie sprachen auch ihre oftmals einseitige Belastung in der Familienarbeit an; zu sehr läge noch immer die Hauptverantwortung für Kinder und Haushalt bei ihnen. Auf dieser Basis wurden in verschiedenen Einrichtungen unterschiedliche Elternaktivitäten gestartet. Elternabende zum Thema "Junge/Mannwerdung" wurden durchgeführt, in denen aber dann auch kräftige Vorbehalte zu Tage traten und heiß diskutiert wurden, etwa: Das sei doch alles nur Biologie, oder: Mein Sohn soll die Ellenbogen gebrauchen lernen.

Wenn schon mehr Männerpräsenz in Kindereinrichtungen gefordert wird, dann sollten auch Väter ihren Platz dort besser finden können. Im Unterschied zu den Müttern tauchen Väter in der Einrichtung seltener auf, und wenn, dann suchen sie schnell wieder das Weite. In dieser Frauen- und Mutterdomäne fühlen sie sich nicht zu Hause, denken sich als Mann nicht zuständig, fehl am Platze. Einige Einrichtungen organisierten zunächst Aktivitätsformen mit Vätern und Söhnen, die an die typisch männlichen Fähigkeiten, wie etwa Handwerk und Organisation, anknüpften. Auf diese Weise können Väter mit dem ihnen zunächst eher unbehaglichen Frauenort vertrauter werden. Noch besser ist es, wenn ein Vater (oder Erzieher, Pfarrer) die Initiative übernimmt, eine sich regelmäßig treffende Vätergesprächsrunde ins Leben zu rufen, in der allerdings nicht wieder nur selbstferne Meisterschaften ausgetragen werden dürfen, sondern Väter beginnen können, von sich selbst und dem Leben mit ihren Söhnen zu sprechen.

Gespräche der Mütter über ihre Erfahrungen und Probleme im Zusammenleben mit ihren Söhnen und Partnern kommen vergleichsweise in der Kindereinrichtung leichter zustande und gestalten sich gehaltvoller, zumal ja die Erzieherinnen oftmals ebenfalls Mütter von Söhnen sind.

Auf diese Weise können Kindereinrichtungen auch bezogen auf die Entwicklung von Geschlechterdemokratie zu Orten der Begegnungen, Kommunikation und gemeinsamen Erfahrungen werden.

3. Zusammenfassung

1. Ausgangspunkt: Problemjungen / verhaltensauffällige Jungen

Aus den bisher bekannten Studien über Jungen wissen wir:

- Jungen sind häufiger krank als Mädchen.
- Doppelt so viele Jungen wie Mädchen werden wegen psychiatrischer und psychosomatischer Symptome behandelt.
- Unter Stotterern sind Jungen ungefähr viermal so häufig wie Mädchen zu finden.
- Jungen werden mehr und härter geschlagen, sind eher in Gewaltkreisläufe verstrickt.
- Die Selbstmordrate von Jungen ist dreimal höher als bei Mädchen.
- Jungen stellen etwa zwei Drittel der in Erziehungsberatungsstellen geschickten Kinder.

In einer eigenen Umfrage im Herbst 1999 im Rahmen unseres Projektes "HELDENSPIELE(R) - Leben mit Jungen in Kindertageseinrichtungen" in evangelischen Kindertageseinrichtungen in Berlin-Brandenburg (1998-2000) konnten wir einige dieser Aussagen bestätigen. Von den ErzieherInnen wurde eingeschätzt, daß rund 70 % aller von ihnen als auffällig bezeichneten Kinder Jungen seien. Als Problem wurde hierbei überwiegend aggressives und hypermotorisches Verhalten benannt. Es wurde vielfach von einer Zunahme dieses für Jungen charakteristischen Problemverhaltens gesprochen.

2. Ausgangspunkt: Gewalt unter Kindern und Jugendlichen - Männergewalt

Unstrittig ist, dass es unter Kindern und Jugendlichen Gewalt und Kriminalität gibt und dass hier regional unterschiedliche Steigerungsraten feststellbar sind. Jedoch wird die ungleiche Geschlechtsverteilung hierbei häufig übersehen. Wesentlich mehr Jungen als Mädchen begehen Straftaten und landen vor dem Richter und im Gefängnis. Laut Angaben des Statistischen Bundesamtes waren unter den 1996 nach Jugendstrafrecht verurteilten 41006 Jugendlichen nur 5060 Mädchen (12,2%). Auch im Erwachsenenalter ist nicht zu übersehen, daß die meisten Gewalttaten von Männern begangen werden. Besonders folgenschwer für Jungen ist, dass nach den bisher zugänglichen Untersuchungen Gewalt hauptsächlich durch Männer in der Familie die häufigste Form der Gewalt überhaupt darstellt. Auch auf diese Weise wird Jungen Gewalt als Männlichkeitsnachweis und Notlösung nahegelegt. Zumindestens weit überwiegend scheinen bis heute Aggressivität und Gewalt zur männlichen Lebensinszenierung zu gehören und Entwicklungsbestandteil im Prozess der Mannwerdung des Jungen zu sein, eine individuelle und zugleich gesellschaftliche Problementwicklung, die an Kindertageseinrichtungen nicht vorbei geht.

Resümee: Zu den drei laut den Untersuchungen des Kriminologen Christian Pfeiffer an der Entwicklung von Gewaltbereitschaft beteiligten Hauptrisikofaktoren: "Soziale Randlage", "Schlechte Zukunftsperspektiven" und "Gewalt in der Familie" muß demzufolge nach meiner Auffassung der vierte Faktor "Männlichkeit / Männerzurichtung" als gleichberechtigt hinzugezogen werden. Es muss davon ausgegangen werden, dass sich Konzepte zur Gewaltprävention unumgänglich auch mit den Problemen der Männerzurichtung/Sozialisation des Jungen zu befassen haben.

3. Aspekte gegenwärtiger Geschlechterforschung

Wenngleich von der biologischen Konstante der Zweigeschlechtlichkeit ausgegangen werden muss, so unterliegt jedoch alles, was als Denkweisen und Lebenshaltungen in unserer Kultur dem jeweiligen Geschlecht zugewiesen wird, einem komplexen je individuell realisierten Aneignungsprozess. Mannsein wird demzufolge als eine sozial-kulturelle Konstruktion verstanden, die in vielfältigster Weise allen gesellschaftlichen Lebensbereichen eingeschrieben ist und der sich die Jungen zu stellen haben, unabhängig zunächst davon, ob das für sie selbst und für andere gut oder schlecht ist.

Auch der Tatbestand einer starren Geschlechtertrennung, das heißt einer vom jeweiligen Geschlecht unterschiedlich gelernten und praktizierten Denk- und Verhaltensstruktur muss demzufolge ebenfalls als ein Spezifikum unserer Lebenskultur angesehen werden.

Der Aneignungsprozess männlicher Denkweisen im Sinne der in unserer Kultur vorherrschenden kriegerisch-aggressiven, auf Überlegenheit und Härte fixierten Männlichkeitsnormen muss insofern als ein Zurichtungsprozess verstanden werden, als er dem Jungen abgezwungen werden muss bzw. dieser sich ihm zunächst zwangsweise zu unterwerfen hat, um der Gefahr der möglichen Ausgrenzung und Bloßstellung zu entgehen.

Resümee: Veränderungen einer solchen Zurichtungssozialisation sind vor allem davon abhängig, ob Männer, Väter, Pädagogen die Praxis ihrer traditionellen Männlichkeitsfixierung zu merken und zu hinterfragen beginnen. Hierin liegt zugleich ein unverzichtbarer Maßstab für verstehende Jungenpädagogik.

4. Die Zurichtung des Jungen zum Mann

Die in allen Details unserer Lebenskultur sich durchsetzende Männlichkeitsnorm bestimmt vor allem den Selbstaneignungsprozess der Jungen. Zugespitzt formuliert kann diese Zurichtung des Jungen zum Mann als ein Lernprozess zunehmender Selbstverleugnung und Fremdorientierung begriffen werden. Die Jungen können sich

diesen Lebensweg nicht aussuchen, sondern sind ihm zunächst je nach ihren Lebensumständen mehr oder weniger ausgeliefert. Die Abwehr vieler der dem männlichen Härte- und Siegerprogramm zuwiderlaufenden Gefühlsstellungen, wie etwa Schwäche, Empfindsamkeit, Einfühlung, Hilfslosigkeit, Unsicherheit, Ängstlichkeit, usw. in Form umfassender Vermeidungsstrategien spielt dabei eine zentrale Rolle. Die Möglichkeit, als Weichei oder Angsthase bloßgestellt zu werden, verknüpft sich im Leben der Jungen vielfach mit Schamgefühlen. Vor allem diese mit der Angst vor der immer möglichen Bloßstellung, dem Misslingen anforderungsgemäßen Verhaltens verknüpften Gefühle der Scham bzw. Selbstenttäuschung versuchen Jungen unter allen Umständen auch mit Aggressivität und Gewalt anderen und sich selbst gegenüber unentdeckbar und damit unentschlüsselbar zu halten. Besonders folgenswer ist hierbei die mögliche Aneignung einer dauerhaften wie auf Angriff gepolten und schließlich hoch selbstschädigenden Bedrohtheitsanspannung. Um allen auch nur ahnbaren Enttäuschungs- und Bloßstellungs-Eventualitäten gegenüber gut gerüstet zu sein bzw. ihnen möglichst zuvor zu kommen, gehen sie lieber zum Angriff über, zumal ihnen gerade diese aggressive, grenzverletzende Reaktion als Männlichkeitsnachweis allseits nahegelegt wird. Zugleich aber können gerade diese Gefühlsstellungen zum Leben als deutliche Warnsignale auf die bereits praktizierte Selbstverleugnung der Jungen begriffen werden.

Resümee: Nach wie vor besteht ein großer Mangel an aktueller und bündiger Forschung über Lebenssituation, Entwicklungsprozesse und Auffälligkeiten der Jungen. Im Interesse der Entwicklung einer gewaltpräventiven Jungenpädagogik wäre eine umfangreiche diesbezügliche Forschungsarbeit längst angezeigt. Auch in der Ausbildung, Fortbildung und Beratung von PädagogInnen sozialpädagogischer Arbeitsfelder sollte dieses Thema sehr viel stärker als bisher berücksichtigt und ausgebaut werden.

5. Beziehungs - Lernsystem Mutter - Sohn: Trennung von der Mutter, Abwehr des Weiblichen

Der frühe Rückzug des Jungen vom Mütterlichen als der Versuch, die eigene andere geschlechtliche Identität zu gewinnen, ist unauflöslich mit der Erfahrung verknüpft, sich in der Welt der Männer behaupten lernen zu müssen. In unserer Lebenskultur männlicher Machtanmaßung und rigoroser Getrenntgeschlechtlichkeit kann es dann nicht ausbleiben, dass Jungen sich zugleich von denjenigen Lebensqualitäten abzugrenzen lernen, die sie sich aus der ersten Bindungserfahrung mit der Mutter angeeignet haben und die traditionell dem Weiblichen als Naturwesen angedichtet und dem Männlichen abgesprochen werden. Dazu gehören etwa: Einfühlungsvermögen, Gefühlsaufmerksamkeit, Fürsorglichkeit, Beziehungsfähigkeit, Selbstnähe, usw. Die zentrale und am meisten folgenschwere Problematik besteht hierbei dann vor allem in dem Rückzug, den der Junge von sich selbst, sprich: seiner ursprünglichen Einfühlsamkeit und Selbstnähe zu lernen beginnt. Erst in diesem Begründungszusammenhang kann begreifbar werden, warum dieser Prozess oftmals für Jungen hochdramatische Bedeutung hat und warum es zu den vielfach beklagten Übergriffen und Grenzverletzungen in sozialpädagogischen Arbeitsbereichen seitens der Jungen kommt.

Der mit dem Rückzug des Jungen vom Mütterlichen oftmals korrespondierende Rückzug der Mutter vom Sohn begründet sich u.a. ebenfalls in den vorherrschenden Männermythen, denen auch die Mutter aus Furcht davor, der Sohn könne in der Männerwelt nicht bestehen, unterliegen kann. Unreflektierte Männeridealisierung und -enttäuschung, sowie Instrumentalisierung der Söhne zum Zweck der Kompensation eigenen Insuffizienzdenkens und Lebensverzichts seitens der Mütter können dazu beitragen, die durch die Männlichkeitsnormen nahegelegte Selbstverleugnung und Fremdorientierung der Söhne zu verstärken. Desgleichen wirkt sich die Duldungs- und Unterwerfungsbereitschaft der Mütter gegenüber grenzverletzenden Vätern aus.

Resümee: Jungen haben in dem Maße eine größere Chance für eine erweiterte selbstverantwortliche Lebensgewinnung, wie Mütter sich ihres Verhältnisses zu sich selbst in Bezug auf Männlichkeit kritisch bewusst werden und die Duldung männlicher Grenzverletzung und Machtanmaßung beenden. Hier läge ein weites Feld für die Arbeit mit Müttern in sozialpädagogischen Arbeitsbereichen.

6. Beziehungs-Lernsystem Vater - Sohn: Abwesenheit der Väter

Die bis heute charakteristische Abwesenheit der Väter im Familiengeschehen ist keinesfalls damit erschöpfend begründet, dass Mann sich durch die hohe und identitätsstiftende Bedeutung abgebunden denkt, die er der bis heute bei uns weitgehend männlich strukturierten Berufstätigkeit beimisst. Mitzuerfassen ist hierbei das hohe Maß männlicher Selbstentfremdung, das heißt, derjenigen Abwesenheit, die sich Männer von Jungenbeinen an von sich selbst abzuwenden lernen, weil sie sich damit die Eintrittskarten für eine erfolgreiche Behauptung im Reich der Männer zu verdienen hoffen. Diese Selbstabwesenheit der Väter strukturiert sich vielfach als deren dauerndes Befäßtsein oder Angetriebensein, auf der Suche nach Größe endlich fündig werden zu können bzw. die unausbleiblichen Niederlagen und Selbstenttäuschungen kompensieren zu müssen.

Jungen lernen demzufolge von den Vätern, sich abwesend zu machen, als Abwesende in dem Maße zu leben, wie sie selbst sich ähnlich der Väter an Größenhoffnungen abzuarbeiten beginnen und von dem Eigenen abzusehen lernen. Dieser Lernprozess vollzieht sich im Spannungsbogen zwischen der Idealisierung des und der Abgrenzung vom Vater. Vateridealisierung kann sich auch in der Weise strukturieren, dass der Sohn sich ein Vaterbild zu imaginieren beginnt, von dem er sich schließlich auch die oftmals entbehrte Unterstützung erhofft.

Vatersehnsüchte können sich je nach individueller Lebensgeschichte bei den Jungen bis ins Erwachsensein erhalten. Deren wirkliche Ausdeutung bestünde jedoch darin, sie als diejenige Sehnsucht zu identifizieren, die Mann und Vater nach dem Eigenen, nach sich selbst, das heißt, nach derjenigen väterlichen Sorge verspürt, die

er sich selbst und demzufolge seinem Sohn / seinen Kindern zu geben fähig sein möchte und lernen kann.

Resümee: Die Chancen der Söhne, in ihrem Verhältnis zum Vater ein eher kooperatives und selbstbestimmtes Leben zu lernen, kann in dem Maße wachsen, wie ihnen, unter Umständen im Bündnis mit der nicht mehr duldenden Mutter, die Abgrenzung zur selbstverleugnenden Vätervorführung gelingt und wie sie von Vateridealisationen absehen lernen. Wenn schon Vater, dann brauchen Jungen nicht einfach nur irgendwelche Väter, sondern solche, die ihre männliche Lebensstruktur zu hinterfragen beginnen, die ihre Sorge um die Söhne/Kinder mit der Sorge um sich selbst zu verknüpfen verstehen lernen. Hier eröffnet sich in den sozialpädagogischen und Bildungsinstitutionen das weite Feld der Väterarbeit.

7. Heldenspieler im Frauengarten

Kindertageseinrichtungen, andere sozialpädagogische Kinderorte, wie auch Grundschulen sind bis heute nach wie vor Frauen- und Mutterdomänen. Obgleich also Jungen koedukativ heranwachsen, ist ihre institutionelle Lebenswelt weitgehend durch vielfach traditionell praktizierte weibliche Lebensmuster geprägt. Unweigerlich geraten sie in den Widerspruch zwischen den auf Unerschütterlichkeit, Härte und Sieg fixierten Männlichkeitsanforderungen und den Ansprüchen, die ihnen in der Fraueninstitution Kindertageseinrichtung abgefordert werden und die zum Teil auch mit pädagogisch-humanistischen Leitlinien, wie etwa: Kooperationsbereitschaft, Gemeinschaftsfähigkeit, Emotionalität, Eigenverantwortung, Einfühlung, usw. deckungsgleich sind. Entsprechen sie diesen Ansprüchen, müssen sie befürchten, in der Welt der Jungen und Männer verlacht und bloßgestellt zu werden. Versuchen sie, den Männlichkeitsnormen, soweit sie von ihnen als verbindlich gedacht werden, zu entsprechen, um nicht herauszufallen und ausgegrenzt zu werden, müssen sie mit Konfrontationen, Strafen, Reglementierungen in der Institution rechnen.

Resümee: Diese für Jungen zentrale Widerspruchserfahrung ist nicht grundsätzlich auflösbar. Einerseits lässt sich die hegemonial-männliche Lebenswelt, nach der die Jungen sich ausrichten versuchen, allein von der Pädagogik her nicht ändern; andererseits behalten die vielfach dem entgegenstehenden und überwiegend durch Frauen repräsentierten humanistisch-pädagogischen Ideale ihre Gültigkeit. In der Entwicklung geschlechtsbewusster Pädagogik muss dieser Widerspruch als realer Bestandteil der Jungensozialisation mitberücksichtigt werden.

8. Mit Jungen leben lernen

Ohne die positiven Werte dieser durch Frauen geprägten Lebenswelt in Frage zu stellen, verengt sich jedoch unter Umständen der pädagogische Alltag der Jungen auf diejenigen Lebenspraxen, die die traditionelle Hausfrauen- und Mutterrolle charakterisieren. Zugespitzt formuliert könnte die typische Kindertageseinrichtung als traditionelle Mädcheninstitution charakterisiert werden. Ein pädagogischer Ort, der beiden Geschlechtern gerecht werden möchte und zugleich die engen traditionellen Geschlechtsrollen zu überwinden versucht, müsste von dieser einseitigen Orientierung abrücken können. Unumgehbare Voraussetzung hierfür ist die geschlechtsbezogene Selbstreflexion der PädagogInnen. Um geschlechtstraditionelle Übertragungen und Projektionen auf Jungen und Mädchen merken und verändern zu können, haben sie ihre eigenen Geschlechtsrollen und die hiermit verknüpften Hoffnungen, Idealisierungen und Enttäuschungen zu hinterfragen. Sich im Alltag der Kindertageseinrichtung bewusst auf Jungenleben einlassen, dazu gehört, mit Zusammenstößen und Auseinandersetzungen, aber auch mit geheimgehaltenen Wünschen von Unverletzlichkeit und Größe umgehen lernen. So bleiben Zusammenstöße nicht aus, die zugleich unter Umständen eine Vielzahl von Konflikten zur Folge haben können. Deren negativste Auswirkung bestünde darin, die bestehenden Reglements zu verstärken, an unhinterfragten Regeln und Gewohnheiten starr festzuhalten und diese Jungen als "Störenfriede" abzuwehren.

Resümee: Dieser hier angedeutete Versuch eines positiven, akzeptierenden Zugangs zur sogenannten Jungenwelt bedeutet jedoch nicht zugleich, die Verhältnisse einfach umzudrehen und anstelle der hier vorherrschenden Frauenorientierung nun traditionell-männliche Verhaltensnormen, Umgangsweisen und Idole aufleben zu lassen. Es geht vielmehr darum, die Abhängigkeiten und Hoffnungen der Jungen verstehen zu lernen, damit neue, alternative Wege gesucht werden können und dieser oftmals zu einseitig traditionalistische Mädchenort für beide Geschlechter geöffnet wird, und zwar in deren je positiven und gemeinsamen Entwicklungsinteressen. Hierzu vermehrt Forschungsarbeiten, Fort- und Weiterbildungsprojekte zu initiieren wäre eine gebotene Perspektive, die nicht nur den Jungen sondern auch der Qualitätsentwicklung pädagogischer Institutionen zugute käme.

9. Verstehende Jungenarbeit in Kindertageseinrichtungen - Bausteine für eine gewaltpräventive jungendpädagogische Konzeption

Problembewusstsein herstellen:

Sich bewusst auf das Problem der Jungen in Kinderinstitutionen einzulassen heißt für die hier weitaus überwiegend berufstätigen Frauen, sich mit dem anderen, fremden Geschlecht vertraut zu machen. Wenn professionelle Pädagogik die möglichst genaue Zurkenntnisnahme der Lebenssituation der Kinder voraussetzt,

dann hieße das, die geschlechtsspezifischen Entwicklungsprozesse beider Geschlechter von Pädagoginnen wie auch Pädagogen genauer unter die Lupe zu nehmen. Trotz der unbestritten wichtigen Forderung nach mehr Männern für die pädagogische Arbeit in Kinderinstitutionen kann aber eine Pädagogik nicht ernsthaft erwogen werden, in der die Männer zu Fachexperten für die Jungen und die Frauen für die Mädchen gedacht werden. Pädagoginnen haben sich die Frage vorzulegen, wieweit sie bereit sind, sich mit dem Lebenslernprozess desjenigen Teils der ihr anvertrauten Kindern zu befassen, die männliches Geschlecht haben. Die Probleme der traditionellen Zurichtung des Jungen zum Mann lässt sich aus den Frauenort Kindertageseinrichtung nicht ausschließen. Allerdings ist davon auszugehen, dass jedwedes pädagogisches Bemühen letztendlich unabhängig von der jeweils vorherrschenden Geschlechterordnung darauf ausgerichtet sein müsste, allen Kindern eine möglichst reichhaltige Selbst- und Weltverfügung zu ermöglichen. Dass bis heute Mädchen und Jungen aufgrund rigider traditionalistischer Geschlechtertrennung beträchtliche Teile ihrer Lebensmöglichkeiten vorenthalten bleiben, lässt sich nicht weiterhin akzeptieren.

Jungenpädagogik als Baustein einer geschlechtsbewussten Pädagogik:

Versteht sich Jungenpädagogik als Baustein einer geschlechtsbewussten Pädagogik, dann begründet diese sich zunächst darin, die bereits vollzogene oder sich vollziehende Geschlechtsdifferenzierungen bei Kindern zur Kenntnis zu nehmen. Vorausgesetzt ist hierbei, dass jede Art einer geschlechtsfixierten Begrenzung auf bestimmte Lebensfähigkeiten unter Ausschluss anderer stets als eine Selbstbehinderung bzw. Lebenseinschränkung gesehen werden muss. Geschlechtssensible Pädagogik hätte demzufolge die an das jeweilige Geschlecht fixierte Aufrechterhaltung von Unmündigkeit, Fremdbestimmung, Tabuisierung kritisch wahrzunehmen und zu überwinden. In diesem Sinn suchen wir nach neuen Wegen, um Mädchen wie Jungen zu ermöglichen, sich reichhaltige Lebensfähigkeiten anzueignen.

Jungenpädagogik im Widerspruch zwischen Empathie und traditioneller Männlichkeit:

Jungenpädagogik bewegt sich im Widerspruch zwischen pädagogischen auf Kooperation und Selbstbestimmung orientierten Ansprüchen und der an Sieg, Härte und Selbstverleugung fixierten traditionellen Männerzurichtung. Wenn wir Jungen eine reichhaltige Lebensgewinnung ermöglichen wollen, die auch diejenigen Fähigkeiten und Haltungen einschließt, die bisher als weiblich charakterisiert worden sind, dann muss mitbedacht werden, dass Konfrontationen in der Männerwelt nicht ausbleiben, durch die sich Jungen möglicherweise bloßgestellt und ausgegrenzt erleben können. Manche unserer Bemühungen, manche der Entwicklungsschritte der Jungen können auf diese Weise zunichte gemacht werden. Unter Umständen können aber auch die bisher als männlich charakterisierten Eigenschaften wie Überlegenheit und Stärke eine neue Bedeutung erlangen, wenn es darum ginge, das Eigene zu bewahren, Selbstverleugnung und Fremdbestimmung nicht mehr zu dulden, der männlichen Machtanmaßung und Kooperationsverweigerung eine Absage zu erteilen. Demzufolge hat jede Pädagogik, die sich genauer und bewusster mit Jungenleben befasst, immer auch im Sinne der Bewusstmachung und Wirksamkeitsminderung derjenigen gesellschaftlich-individuellen Vermittlungsprozesse gewaltpräventive Bedeutung, die sich an Wertmaßstäben gewaltförmiger, sprich: konkurrenz-aggressiver Männlichkeit orientieren.

Zur Selbstsorge ermutigen - kooperative Selbstbestimmung lernen:

Jungenpädagogisches Hauptanliegen besteht demzufolge darin, den Jungen zu ermöglichen, unter den Bedingungen der Kooperation für sich selbst, für die eigenen Gefühle und Handlungen Verantwortung zu übernehmen, ein fürsorgliches und kooperatives Selbstkonzept zu gewinnen.

Mit Konflikten und Aggressionen umgehen lernen:

Die oben dargelegten Zusammenhänge begründen, dass gerade Jungen sich im hohen Maße konfrontativ und grenzverletzend verhalten und damit eine Vielzahl von Konfliktsituationen im Alltag der Kindertageseinrichtung heraufbeschwören. Zentraler Bestandteil einer jungenpädagogischen und gewaltpräventiven Arbeit ist von daher die Handhabung einer bewussten Konfliktpädagogik. Dabei geht es einerseits um aktive Eingriffs- und Klärungsmöglichkeiten im aktuellen Konfliktgeschehen durch die ErzieherInnen (Konzept Mediation, Klärung und Schlichtung von Konflikten). Unumgängliche Voraussetzung ist hierbei allerdings, dass das Pädagogenteam selbst zur bewussten Konfliktbearbeitung fähig ist.

Andererseits wird es hier eher um präventive Praxen gehen, das hieße, Situationen und Erfahrungen zu ermöglichen, durch die Jungen darin ermutigt werden können

- zu kooperieren,
- an den Vorgängen und Abläufen im Alltag der Einrichtung teilzuhaben,
- zu verhandeln, statt zu schlagen,
- die eigenen Wutgefühle besser zu verstehen und
- Enttäuschungserfahrungen besser auszuhalten.

(Konzept Resilienz / Konzept Partizipation / Alltagsdemokratie in Kindertageseinrichtungen).

Schließlich wird es auch darum gehen, Jungen nicht vorschnell mit dem Etikett "Aggressives Kind" zu stigmatisieren, sondern deren je individuellen Lebenszusammenhang mit zu berücksichtigen und zu erforschen.

Entdeckendes Lernen - Konzept Lernwerkstatt / Bewegungsbaustelle:

Begriffe wie Baustelle und Werkstatt kennzeichnen ein Arbeitsklima, das vielfältige kreative, selbstbestimmte und expansive Lernerfahrungen in der Kindereinrichtung ermöglichen und zugleich an bisher als typisch männlich charakterisierte Interessen und Fähigkeiten anknüpfen möchte. In sogenannten Bewegungsbaustellen und Lernwerkstätten schaffen sich Kinder mit Hilfe vieler bereitgestellter Materialien, Orte, Situationen selbst unzählige Anlässe zum gemeinsamen Lernen. PädagogInnen fungieren hierbei vor allem als Vorbereiter, Bereitsteller, Moderator der jeweiligen Lernbedingungen. Dieses Konzept folgt der Auffassung, dass nicht die Lehrenden, sondern die Lernenden die Inhalte und Abläufe ihres Lernens bestimmen. Hierzu benötigen sie eine vorbereitete und entspannte Umgebung, um eigenständig entscheiden zu können, was sie tun wollen. Auf diese Weise kommen wir den Bedürfnissen der Jungen nach Aktion, Bewegung, Anstrengung, Abenteuer, Risiko, Wagemut entgegen und erschließen zugleich neue Erfahrungsbereiche, die für das Zusammenleben von Mädchen und Jungen und für eine neugierige, kreative, expansive, forschende und lebenszugewandte Kindheitsentwicklung gut sind. In einem solchen offenen Haus für Kinder kann sowohl "typisch weibliche" als auch "typisch männliche" Lebens- und Lernkultur beieinander sein. Pädagogik in diesem Sinn braucht nicht mehr einer rigiden Geschlechtertrennung menschlicher Lebenseigenschaften verhaftet bleiben.

Konzept Öffnung - Offene Häuser für Mädchen und Jungen:

Offene Pädagogik begründet sich in der gewandelten Auffassung vom Kind und von der Kindheit. Aus einem Objekt erzieherischer Absichten und Maßnahmen wird ein Subjekt der eigenen Entwicklung. Der Pädagoge wandelt sich demgemäß zum Begleiter, Unterstützer, Ermutiger, zum Coach, zum Vorbereiter und Bereitsteller optimaler Lernbedingungen. Offene pädagogische Arbeit ist demzufolge der Versuch, die Grenzen der Institution Kindertageseinrichtung in Richtung mehr Autonomie, Selbstgestaltung und Selbstverantwortung der Kinder und Erwachsenen neu zu verhandeln.

Jungen können sich besser ausprobieren, müssen nicht immer nur beweisen, dass sie die Größten und Besten sind. Ihre Eigenverantwortung und Kooperationsfähigkeit wird gestärkt. Je nach ihren Interessen können sie sich eigene Gruppen, Bezugspersonen und Situationen auswählen. In einzelnen offenen Angeboten und Aktivitäten kann ihren besonderen Bedürfnissen eher entsprochen werden. Besondere Mädchen- und Jungenprojekte lassen sich besser realisieren.

Jungen- und Mädchengruppen:

Einige Gründe für eine partiellen Aufhebung der Koedukation für Jungen und Mädchen in pädagogischen Institutionen sind:

- Mädchen fühlen sich oftmals durch das übergriffige und grenzverletzende Verhalten der Jungen benachteiligt.
- Als Normalfall ziehen Jungen eher die (auch negative) Aufmerksamkeit auf sich; sie geben oftmals den Ton an, beherrschen die Szene.
- Obgleich Mädchen kooperativer und auch in den schulischen Leistungen besser als die Jungen sind, so bestimmt dennoch eher das konkurrente männliche Lebensmuster, an dem sich die Jungen zu messen versuchen, das Geschehen in pädagogischen Einrichtungen.
- Andererseits ist nicht mehr zu übersehen, dass Jungen geringere schulische Leistungen aufweisen und sozial wenig kompetent sind. Mit ihrem aufdringlichen Verhalten kaschieren sie ihre Angst vor Bloßstellung, ihre Unfähigkeit, sich Verletzlichkeit und Empfindsamkeit zuzugestehen.

Die zeitweise Arbeit mit Jungengruppen möchte den Jungen ermöglichen, mit sich selbst vertrauter zu werden, für sich selbst mehr Verantwortung zu übernehmen, schließlich Erweiterungsschritte über die engen Geschlechtsrollenauffassungen hinaus und zugleich Schritte partnerschaftlichen Umgangs mit dem eigenen und dem anderen Geschlecht zu entwickeln.

Väter und Söhne, Mütter und Söhne:

Offensichtlich besteht ein hoher Gesprächsbedarf vieler Eltern über ihr Zusammenleben mit Söhnen. Aus Gesprächen und Interviews ließ sich ermitteln, dass Väter sich sehr oft viel mehr Zeit für das Zusammensein mit ihren Söhnen bzw. Kindern wünschen. Zugleich aber begründen sie ihre Zeitprobleme mit den üblichen und sicher zum Teil auch verständlichen Argumenten der Absicherung des Arbeitsplatzes und des Familienunterhaltes. Mütter äußern mitunter ihre Ratlosigkeit in Bezug auf die Männlichkeitssuche ihrer Söhne. Sie problematisieren aber auch ihre oftmals einseitige Belastung in der Familienarbeit; zu sehr läge noch immer die Hauptverantwortung für Kinder und Haushalt bei ihnen. Im Unterschied zu den Müttern sind Väter in der Einrichtung selten präsent. In dieser Frauen- und Mutterdomäne fühlen sie sich als Mann nicht zuständig oder eher unbeholfen. Aktivitätsformen mit Vätern und Söhnen, die an die typisch männlichen Fähigkeiten, wie etwa Handwerk und Organisation, anknüpfen, können helfen, ihnen diesen doch eher zunächst unbehaglichen Frauenort vertrauter zu machen. In Gesprächsrunden sollten Vätern die Möglichkeit gegeben werden, von sich selbst und dem Leben mit ihren Söhnen zu sprechen.

Gespräche der Mütter über ihre Erfahrungen und Probleme im Zusammenleben mit ihren Söhnen und Partnern kommen vergleichsweise in der Kindereinrichtung leichter zustande und gestalten sich gehaltvoller, zumal ja die Erzieherinnen oftmals ebenfalls Mütter von Söhnen sind.

Auf diese Weise können Kindereinrichtungen Orte der Begegnungen, Kommunikation und gemeinsamen Erfahrungen beider Geschlechter werden.

Mehr Männer in Kindertageseinrichtungen:

Kindereinrichtungen stärker für Männer zu öffnen, bleibt eine notwendige und aktuelle Zielsetzung. Allerdings sind die politischen und persönlichen Barrieren hier sehr hoch. Mehr als andere pädagogische Institutionen gelten Kindertageseinrichtungen als Frauen-Mutterdomäne und befinden sich eher am unteren Ende der Bewertungsskala für öffentliche Erziehung und Bildung. Wenn einerseits viele junge Männer aus Gründen ihres traditionellen Männlichkeitsverständnisses davor zurückschrecken, in einer Frauendomäne berufstätig zu werden, so wird andererseits ihre Abwehr durch diese Berufsrealität noch um einiges verstärkt.

In den Einrichtungen ist es für Männer dann allerdings nicht leichter als für Frauen in Männerbetrieben. Schnell werden sie auf die Rolle von Hausmeistern, Organisatoren, Handwerkern und Experten für Rauf- und Aktionsspiele festgelegt. Frauen beklagen oftmals die zu geringe Umsicht und Sprechfähigkeit der Männer. Männer wiederum sehen sich durch die Überängstlichkeit und Überfürsorge der Frauen in ihren expansiven Spielideen eingeschränkt. Zweifellos verhalten sich Männer und Frauen im pädagogischen Arbeitsfeld unterschiedlich, bringen verschiedenartige Lebenselemente ein. Es kommt darauf an, sich nicht in gegenseitigen Vorwürfen zu lähmen, sondern miteinander ins offene Gespräch hierüber zu kommen, Hintergründe auszuforschen, die gegenseitigen Behinderungen aufzudecken und voneinander zu lernen. Das wäre ein Schritt in die Richtung, den traditionellen Mädchen- und Frauenort zu einem Ort beider Geschlechter zu öffnen und gemeinsame Wege zu finden, um den Jungen in seiner problematischen und widerspruchsvollen Suche nach Männlichkeit darin behilflich zu sein, andere als die gewohnten auf Angst, Scham und Gewalt basierenden Lebenserfahrungen zu machen.

4. Auswahl Literatur:**zur Jungenforschung/Jungenpädagogik/geschlechtsbewussten Pädagogik:**

- Bender, Dietmar: Alibi der abwesenden Väter. In: Klein und Groß, April 1995
 Blank-Mathieu: Jungen im Kindergarten, Brandes & Apsel 1996
 Büttner/Dittman: Brave Mädchen - böse Buben? Beltz 1992
 Krumpholz-Reichel, Anja: Unsere Söhne - außen hart ... aber innen ganz weich; in Psychologie Heute, Dez. 1998
 Pollack, William: Richtige Jungen, Scherz 1998
 Prengel, Annedore: Perspektiven der feministischen Pädagogik in der Erziehung von Mädchen und Jungen. in: Glücks/Ottemeier-Glücks: Geschlechtsbewußte Pädagogik, Münster 1994
 Rohrmann, Tim: Junge, Junge - Mann o Mann, Rowohlt 1994
 Rohrmann/Thoma: Jungen in Kindertagesstätten, Lambertus 1998
 Schnack/Neutzling: Die Prinzenrolle, Rowohlt 1993
 Schnack/Neutzling: Kleine Helden in Not, Rowohlt 1990
 Sielert: Jungenarbeit, Juventa 1989
 Stoklossa: Wut im Bauch - Wider die Zurichtung des Jungen zum Krieger, Lambertus 2001
 Stoklossa: Wut im Bauch, Hörbuch (Tonkassette, CD), Lambertus 2000

zur Männer- und Geschlechterforschung:

- Badinter, Elisabeth: Die Identität des Mannes, Piper 1993
 Böhnisch/Winter: Männliche Sozialisation, Juventa 1993
 Brauns, Frauke: Mädchen sind noch immer in rollenspezifischen Mustern gefangen, In: Theorie und Praxis der Sozialpädagogik, 4/1999
 Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: Sechste bundesweite Gleichberechtigungskonferenz, 29. Jan. 1998, Dokumentation
 Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung: Männlichkeit ... mehr oder weniger?, Forum Sexualaufklärung, 2/3 - 1996
 Connell, Robert W.: Der gemachte Mann, Hanser 1995
 Engelfried, Constance: Männlichkeiten, Juventa 1997; Strategien in Umgang mit Männlichkeiten, Kritische Männerforschung Nr. 18/19, 2000
 Gilmore, David: Mythos Mann, Rollen, Rituale, Leitbilder, Artemis und Winkler 1991
 Gruen, Arno: Der Verrat am Selbst, dtv 1986
 Hollstein, Walter: Machen Sie Platz, mein Herr, Rowohlt 1992
 Hollstein, Walter: Männerdämmerung, Vandenhoeck 1999
 Kreckel, Marga: Macht der Väter-Krankheit der Söhne, Fischer 1997
 Wieck, Wilfried: Wenn Männer lieben lernen, Fischer 1993

zur Männergewalt/Aggression/Konfliktpädagogik:

- Bauriedl, Thea: Wege aus der Gewalt, Herder 1992
 Bieringer/ Buchacher/Forster: Männlichkeit und Gewalt, Leske+Budrich, 2000
 Deutsches Jugendinstitut: Konfliktverhalten von Kindern in Kindertagesstätten, 1997, 1998
 Faller, Kurt: Mediation in der pädagogischen Arbeit, 1996
 Heilmann-Geideck/Schmidt: Betretenes Schweigen, Über den Zusammenhang von Männlichkeit und Gewalt
 Mathias-Grünwald-Verlag, Mainz 1996
 Institut für angewandte Familien-, Kindheits- und Jugendforschung an der Universität Potsdam:
 Projekt "Konflikt als Chance", Dokumentationen, 1999-2000
 Kersten, Joachim: Gut und Geschlecht, Männlichkeit, Kultur und Kriminalität, de Gruyter 1997; Gewalt - ein
 Problem überflüssiger Männlichkeit. In: Psychologie Heute, Januar 1996
 Krabel, Jens: Müssen Jungen aggressiv sein?, Verlag an der Ruhr, 1998
 Sommerfeld, Verena: Trotz, Wut, Aggressionen, Rowohlt 1991/1999
 Sommerfeld, Verena: Umgang mit Aggressionen, Luchterhand 1996

zu pädagogischen Konzepten:

- Albert, Christine: Lernwerkstatt Kindergarten. Ein Handbuch für die Praxis, Neuwied: Luchterhand 2000
 Becker-Textor, Ingeborg: Kindergarten 2010. Traum, Vision, Realität, Herder 1994
 Deutschen Jugendinstitut (Hg.): Orte für Kinder. Auf der Suche nach neuen Wegen in der Kinderbetreuung,
 München 1994
 Hentschel, Claudia: Wer sich nicht bewegt, bleibt sitzen", Video, Deutscher Verein für öffentliche und private
 Fürsorge, Frankfurt/M. 1993
 Kahl, Reinhard: Lob des Fehlers, Video, NDR 1992
 von Gosen/Strub: Die selbständige Bewegungsentwicklung - ein Qualitätsmerkmal in der Kleinkindpädagogik,
 Pikler-Gesellschaft, Berlin 1999